

Geschichts- und Heimatverein Villingen

Jahresheft XX

1995/96



Inhalt

	Seite		Seite
Grußwort des Ministerpräsidenten	6	<i>Siegfried Kauder</i>	
Grußwort des Oberbürgermeisters	7	Die Geschichte der Feldner Mühle	68
Vorwort des 1. Vorsitzenden	9	<i>Annemarie Conradt-Mach</i>	
<i>Werner Huger</i>		Provinzstadt zwischen Tradition und Moderne	
1000 Jahre Villingen und die Zähringer	11	Villingen 1918 – 1933	71
<i>Dr. Winfried Hecht</i>		<i>Dr. Heinrich Maulhardt</i>	
Von Leo dem Juden, seßhaft zu Villingen	19	Jahresbericht 1994 des Stadtarchivs	
<i>Eberhard Menzel</i>		und der Museen Villingen-Schwenningen	94
Wilare, Phaphinwiller, Pfaffenweiler	22	<i>Dr. Michael Hütt</i>	
<i>Kurt Müller</i>		Das Konzept „Kulturgeschichte“	
Erinnerung an die Bickenkapelle	26	im Villingen Franziskanermuseum	97
<i>Wolfgang Berweck</i>		Suchaufwurf des Franziskanermuseums	
Das Heilig-Geist-Spital		„Altertümer“ des 19. und 20. Jahrhunderts	103
zu Villingen im Schwarzwald	31	<i>Bärbel Brüderle / Richard Kienzler</i>	
<i>Dr. Josef Fuchs</i>		Muettersproch-Gsellschaft	
Die Restaurierung		Regionalgruppe „A Brige un Breg“	104
der Villingen Benediktinerkirche	39	<i>Jane Heinichen / Dr. Anita Auer</i>	
<i>Klaus Nagel</i>		Museumspädagogik im Franziskanermuseum	106
Lernen in historischer Umgebung	44	Gratulation zum 90. Geburtstag für	
<i>Peter Hillesheim</i>		Prof. Dr. Dr. h. c. Karl Siegfried Bader	107
Die Sparkasse VS		<i>Wolfgang Berweck</i>	
Standort hier – seit 141 Jahren	46	Nachruf für Wolfgang Blessing	108
<i>Uwe Conradt</i>		<i>Edgar Herm. Tritschler</i>	
Der Handwerker als Künstler –		Gedenkfeier für Hans Hauser	110
Der Villingen Maler Albert Säger	58	<i>Dietmar Wildi</i>	
Aus den Memoiren von Ober-Postinspektor		1995 im Zeitraffer	111
Joseph Stadler	63	Autorenverzeichnis	112

Grußwort

Baden-Württemberg ist ein Land der Tradition ebenso wie der Moderne. Überkommenes Brauchtum steht in einem spannungsreichen, jedoch keineswegs gegensätzlichen Verhältnis zu Zukunftstechnologien und künstlerischer Avantgarde. Baden-Württemberg ist ein Land, das die Kraft für die Zukunft aus seiner Vergangenheit schöpft.

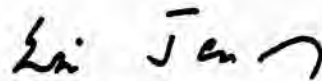
Wer seine Vergangenheit nicht kennt, hat auch keine Zukunft, hat Golo Mann einmal gesagt. Ich bin überzeugt davon, daß es eine Perspektive für die Zukunft nur geben kann, wenn diese eingebettet ist in das Bewußtsein geschichtlicher Entwicklung und Beständigkeit. Deshalb ist die Rückbesinnung auf die gemeinsamen Wurzeln, auf das, was seit je verbindet, der beste Weg, Heimat zu schaffen und Zukunft zu gestalten.

Ich begrüße es sehr, daß sich der Geschichts- und Heimatverein Villingen seit über einem Vierteljahrhundert intensiv mit der Geschichte Villings und der Region auseinandersetzt. Den Mitgliedern ist bewußt, daß mit dem Verlust unserer historischen Zeugnisse und Erinnerungen auch ein Stück unseres kulturellen Erbes, ein Stück Heimat und Identität verloren gehen.

Die Jahreshefte des Geschichts- und Heimatvereins ermöglichen uns die Begegnungen mit den Anschauungen und Werten vergangener Epochen. Ebenso wie das tiefer gehende Verständnis zeitgemäßer Entwicklungen und Ereignisse. Damit sind gerade die Jahreshefte des Vereins ein Spiegelbild Villinger Geschichte und Zukunft. Das wissen die vielen Leserinnen und Leser der Jahreshefte zu schätzen.

Ein Blick in das Jahresprogramm des Villingener Geschichts- und Heimatvereins kann neidisch machen. Das Angebot an Vorträgen, gemeinsamen Veranstaltungen und Exkursionen ist so vielfältig wie anspruchsvoll. Dies zeugt von einem abwechslungsreichen Vereinsleben und von einem guten Zusammenhalt der Mitglieder. In einem solchen anregenden Rahmen läßt sich heimatliche Verbundenheit auf unbeschwerte und lebendige Weise vermitteln und vertiefen.

Ich danke den Mitgliedern und allen Autorinnen und Autoren des Jahreshfts 1995/96 sehr herzlich für ihr Engagement zum Wohle unserer Heimat. Ihnen allen wünsche ich viele neue, vor allem junge Leserinnen und Leser, die sich von ihrem Beispiel aktiver Heimatpflege anstecken lassen.



Erwin Teufel
Ministerpräsident des Landes
Baden-Württemberg

Grußwort

Der Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V. gibt in diesen Tagen das 20. Jahreshaft für die Jahre 1995/96 heraus. Ein kleines, aber dennoch bedeutendes Jubiläum im Geschehen eines rührigen Vereins, der bereits im vergangenen Jahr das 25jährige Jubiläum begehen konnte.

Ich möchte dem Verein, seinem Vorsitzenden, seinen Mitgliedern, Freunden und Förderern meine besondere Anerkennung aussprechen. Er ist aus dem kulturellen Leben unserer traditionsreichen Stadt nicht mehr wegzudenken. Seit vielen Jahren gelingt es ihm mit sehr großem Erfolg, mit vielen interessanten, teilweise unbekanntem Berichten auf die vielfältige Geschichte Villingens aufmerksam zu machen. Für die aktiven Heimatforscher ergibt sich auch weiterhin ein breites Betätigungsfeld, durch das die innere Verbindung zu ihrer Heimatstadt und ihrer Umgebung gestärkt wird. Ihrem Idealismus ist auch letztlich das besondere Ansehen des Vereins zu verdanken.

Darüberhinaus sind in vielen Vorträgen und Führungen, aber auch mit Forschungsarbeiten die Wurzeln der eigenen Herkunft dargestellt worden. Der Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V. wird ermuntert, auf dem eingeschlagenen, erfolgreichen Weg fortzufahren, dabei aber nicht zu vergessen, den jungen Menschen Wege zur Heimat aufzuzeigen und ihnen sinnvolle Betätigungsfelder für eigenes Engagement zu bieten.

Ich bin überzeugt davon, daß dieses 20. Jahreshaft auch über die Grenzen unserer Stadt hinaus großes Interesse finden wird und praktisch eine Brücke zwischen Villingen und früheren Villingen Bürgerinnen und Bürgern in aller Welt darstellt. Allen Leserinnen und Lesern übermittle ich herzliche Grüße und danke gleichzeitig den Verantwortlichen des Vereins für ihre hervorragende Arbeit. Wiederum ist ein wichtiger

Beitrag zu Geschichte und Gegenwart gelungen. Villingen kann im Jahr 1999 auf eine tausendjährige Geschichte zurückblicken. Ihre Stellung im Land in früherer Zeit und heute ist wiederholt herausgehoben worden. Ein so großartiges Ereignis rechtfertigt auch besondere Feste und Feierlichkeiten. Ich habe deshalb einen Arbeitskreis ins Leben gerufen, bei dem auch der Geschichts- und Heimatverein beteiligt ist und der sich mit den Vorbereitungen für dieses Jubiläum befaßt. Erste Vorschläge zur Gestaltung des Jubiläums wurden erarbeitet. Als Überschrift für alle Unternehmungen stehen derzeit zwei Möglichkeiten zur Auswahl: *Villingen-Schwenningen feiert 1000 Jahre Markt-, Münz- und Zollrechte für Villingen.*

oder *Villingen-Schwenningen feiert 1000 Jahre Stadtprivilegien für Villingen.*

Die Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins sind in besonderem Maße aufgerufen, weitere Anregungen zu geben. Über Einzelheiten des vorgesehenen Programms kann ich Sie allerdings noch nicht umfassend und im einzelnen informieren. Vom Arbeitskreis wurden jedoch u.a. bisher folgende Vorhaben angesprochen:

Publikation über die Stadtgeschichte

Publikation der Bürgerbücher

Südwestdeutscher Archivtag

Heimatgeschichtliche Vortragsreihen

Publikation über Villingen und seine Nachbarorte

Stadtfest in Villingen mit Zähringertreffen

Sonderbriefmarke

Viele Aktivitäten der Vereine unserer Stadt

Für Ihre weiteren Vorschläge bin ich Ihnen zu Dank verbunden.



Dr. Manfred Matusza, Oberbürgermeister

1000 Jahre Villingen und die Zähringer

Eine geschichtliche Analyse

Werner Huger

Wurde die Stadt Villingen vor tausend Jahren gegründet, wie hieß der Gründer oder handelt es sich womöglich gar nicht um eine Stadtgründung, erfolgte diese erst später? Gab es eine Stadtgründung im eigentlichen Sinne überhaupt? Fragen über Fragen.

Meine geschichtliche Betrachtung will zeigen, um welchen Personenkreis schon jahrhundertlang die Spekulationen kreisen und auch, ob das Gedenken im Hinblick auf eine bevorstehende Tausendjahrfeier Sinn macht.

„Es gab gute Gründe, Herzog Berthold III. von Zähringen in Villingen eine Gedenkplastik zu erstellen“, schreibt 1976 Heinz Bühler in den Bild-dokumenten von Herbert Schroff. Er verweist auf die Tagebuchniederschrift des Villingener Ratsherren Heinrich Hug, in dessen 1495 begonnener Chronik der erste Satz lautet: „Anno 1119 ist die Stadt Villingen von den Herzogen von Zäringen erbauen worden.“ Ferner steht auf der ersten Seite der Chronik: „Hertzog Berthold der viert des namens, hat Villingen erbauen.“ Welch Widerspruch: Da ist auf derselben Seite die Rede vom Jahr 1119, für das nur Berthold III. oder Konrad in Frage gekommen wäre, und dem „Erbauer“ Berthold IV., der erst nach 1152 die Herrschaft ausübte. – Schon vor über hundert Jahren, 1872, schreibt Johann Nepomuk Schleicher „Wenn es sich aber bewahrheitet, daß die Stiftung Freiburgs [...] sieben Jahre älter ist als jene Villingens, so ist nicht Berthold III. (Anm.: gest. 1122) sondern (Anm.: sein Bruder) Konrad der Gründer Stadt Villingen. Professor Planitz spricht in seiner Abhandlung „Die deutsche Stadt im Mittelalter“, ohne seine Quelle zu nennen, für Villingen vom Gründungsdatum 1130, womit er wieder bei dem Zähringer Konrad angelangt wäre ¹⁾. Nicht genug damit: Professor Schwineköper kommt zu dem Ergebnis,

Gründer der Stadt Villingen sei „mit großer Wahrscheinlichkeit“ Berthold V. (Anm.: gest. 1218) ²⁾.

Aber schließlich gibt es auch noch einen bisher nicht genannten Grafen Berthold – ohne Zusatz – der etwas mit dem Jahr 999 zu tun hat, zumal so mancher auf alle Fälle im Jahr 1999 das tausend-jährige Stadtjubiläum feiern möchte, einer Stadt, die es damals noch nicht einmal in Ansätzen gab. – Da alle Bertholde zeitlich nach dem Jahr 999 rangieren, müßten da nicht auch Berthold I. und Berthold II. diskutiert werden? – Die Verwirrung ist allgemein.

Nur zwei kritische Anmerkungen mögen die Problematik von Datierungen aufzeigen und gleichzeitig verdeutlichen, wie manchesmal Geschichtsschreibung entsteht. Wir wissen inzwischen, daß die Originalhandschrift der Hugschen Chronik (aufgefunden 1881) weder das Jahr 1119 als Gründungsdatum der Stadt, noch Berthold IV. als „Erbauer“ enthält. Es handelt sich um spätere Zusätze, die wahrscheinlich erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts in die Abschriften eingefügt wurden ³⁾. Deren Primärquellen sind nicht bekannt. Zum andern bezeichnet eine späte Urkunde, die aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammt, Berthold V. als „fundator ville vilingun“. Nun heißt zwar das lateinische „fundator“ tatsächlich „Gründer“, nach professoraler Auslegung allerdings auch „Förderer, Gönner, Wohltäter“ ⁴⁾. Die Quelle, die Schwineköper benutzte, ist ein sogenanntes Anniversar, d. h. ein kirchliches Verzeichnis von Todestagen zwecks Abhaltung von Seelenmessen. Sie ist also weder Gründungsurkunde noch zeitgenössische Nachricht. Es wäre spannend und ermüdend zugleich, die Fehler, Trugschlüsse und gelegentlichen Oberflächlichkeiten als Irrtümer in der geschichtlichen Überlieferung

unserer Stadt aufzulisten. Es sei hier vorweg schon angedeutet: Ein Beweis für „den“ Gründer der Stadt Villingen wird sich nie finden lassen. Zum einen gibt es dafür keine Urkunde, gleich welcher Art, wie wir sie bei den Städtegründungen des späteren Mittelalters gelegentlich vorfinden. Zum anderen vollzieht sich bei der Stadt Villingen, salopp gesagt, das biologische Wunder, daß sie über mehrere Väter verfügt.

Beginnen wir deshalb zunächst bei Berthold – ohne Zahl –, und mit ihm begeben wir uns zu jener Quelle, der einzigen übrigens, die verläßlich über Villingen als Ort auf dem Wege zur Stadtwerdung berichtet, ohne daß der Ort damit schon die Schwelle zur Stadtwerdung überschritten hätte. Mit Berthold – ohne Zusatz –, einem Grafen, begegnen wir jener Person, um derentwillen sich zuvorderst ein Denkmal lohnt und eine Tausendjahrfeier rechtfertigt. – Mit ihm kennen wir den Gründer des Marktes Villingen und den Marktherren. Durch ihn fügen sich wirtschaftliche Aktivitäten einheimischer und überall her gekommener Menschen auf der östlichen Brigachseite zum Kristallisationspunkt der späteren Stadtwerdung. Zur Verwaltung des Reiches bedient sich im Mittelalter der König und Kaiser einerseits der Kirche und der Klöster, d. h. personal der Bischöfe und Äbte, andererseits der Angehörigen des weltlichen Hohen Adels, der Herzöge und Grafen. Nahezu ausschließlich entstammen Bischöfe und Äbte dem Hochadel. In diesem Gefüge sind Geistlichkeit und Adel Territorialherren, die ihren Besitz entweder zu eigen, d. h. ihnen gehörig, haben oder ihn vom obersten Repräsentanten des Reiches als königliches Lehen übertragen bekamen oder ihn als dessen Vertreter verwalten. Eine derartige Konstellation bedingt ein wechselseitiges Verhältnis von Treue und Glauben. Dazu gehört die dem König schuldige Gefolgschaft. Beispielhaft nenne ich aus dieser Zeit, die uns berührt, als herausragende Figur, Rainald von Dassel, Erzbischof von Köln und gleichzeitig Kanzler des Reiches.

Einer dieser Grafen des ausgehenden 10. Jahrhunderts war ein gewisser Berthold – ein Allerweltsna-

me der herausgehobenen Art, gibt es ihn doch in jenen Jahrhunderten dutzendweise. Berthold ist der neuhochdeutsche Name, abgeleitet von Berhtold, geschrieben berhtold, gesprochen „Berchtold“. Der erste Namensteil „Berht“, gesprochen „Bercht“, hat seine Herkunft aus dem Althochdeutschen „beraht“ = „beracht“ und bedeutet „glänzend“. Der zweite Namensteil „old“ ist aus dem Althochdeutschen „-walt“ zu „waltan“ = walten, herrschen abzuleiten. In einer Zeit, in der es noch keine Familiennamen im engeren Sinne gibt, bedeutet der Sinn des Namens „Berthold“ etwa „glänzender Herrscher“.

Dieser Berthold oder Berchtold befindet sich im Gefolge des Kaisers Otto III., als dieser im Februar 998 von Ravenna aus seinen zweiten Romzug beginnt. Diesmal ist es ein militärischer Vormarsch, und Berthold bekleidet dabei eine entsprechende Stellung, sagen wir die eines Generals. Welche Gründe gab es dafür? Hierzu zitiere ich Prof. Gerd Althoff: Im Jahre 996 hatte Otto nicht nur die Kaiserkrönung erreicht, sondern auf sein Geheiß hin war auch sein Verwandter Brun von Kärnten als Gregor V. zum Papst erhoben worden. [...] Gegen ihn erhob sich eine stadtrömische Adelpartei. Althoff führt dann weiter aus, diese Gegenpartei habe anfangs des Jahres 997 unter ihrem Präfekten Crescentius in Rom einen Gegenpapst eingesetzt. Dieser Johannes Philagathos, ein Grieche aus Süditalien, war einst durch die Protektion der Ottonen Erzbischof von Piacenza geworden und soll sogar Taufpate Ottos III. und Papst Gregors V. gewesen sein. Dieser Treuebruch und Frontwechsel des Johannes Philagathos und ebenfalls des erst kurz zuvor begnadigten Stadtpräfekten Crescentius erbitterte den Ottonischen Hof in Deutschland aufs äußerste. Der militärische Gegenschlag Kaiser Ottos III. war die konsequente Reaktion. Es waren die deutschen Truppen des Kaisers, die den Gegenpapst in der Nähe Roms aufspürten und gefangen nahmen. Eine der überlieferten Quellen, ein Papstkatalog, dessen Inhalt die Wissenschaft nicht anzweifelt, nennt den Namen des Anführers dieser Heeresabteilung. Es ist unser Graf Berthold.

Nach der Gefangennahme wurde der Gegenpapst geblendet, Nase, Zunge und Ohren verstümmelt. Es ist kaum anzunehmen, daß das ohne Kenntnis und Zustimmung Bertholds geschah. Dann veranstaltete man einen Schauprozeß. „Eine Synode in Rom verurteilte den Geblendeten, dem noch einmal die päpstlichen Gewänder angezogen worden waren, zur Absetzung; daraufhin riß man ihm die Gewänder vom Leibe und trieb ihn durch die Straßen Roms, wobei man ihn verkehrt auf einem Esel reiten ließ, den Schwanz des Tieres wie einen Zügel haltend“. Dem ebenfalls gefaßten Stadtpräfekten erging es ähnlich schlimm, und er wurde dann getötet.

Die in leitender Funktion und mit Energie betriebene Strafexpedition veranlaßte Kaiser Otto, den Grafen zu ehren ⁵⁾. Unter anderem verlieh ihm der Kaiser das Privileg, an einem ihm, dem Grafen, gehörenden Ort namens *vilingun*, einen öffentlichen Markt zu gründen und mit einer Münze, einer Zollstätte sowie dem gesamten öffentlichen Gerichtsban einzurichten.

Dieser Markt war vom Kaiser ausdrücklich den älteren Märkten in Konstanz, dem Bischofsort, und Zürich gleichgestellt worden. Damit wird erstmals für den Südwesten des Reiches die Linie einer „Marktrechtsfamilie“ erkennbar. – Alles in allem war das eine ganz ungewöhnliche königliche Gunst, denn so weitgehende Vorrechte hatten die Kaiser bisher nur an Kirchen und Klöster, d. h. an deren Herren, verliehen. Die darüber ausgestellte Urkunde wurde am 29. März 999 in Rom verfaßt. Es ist das älteste bisher bekanntgewordene Zeugnis, mit dem ein Kaiser seine ihm zustehenden königlichen Rechte auf einen vornehmen weltlichen Gefolgsmann übertrug. Die Urkunde befindet sich heute im Generallandesarchiv in Karlsruhe. Allgemeiner Gütertausch durch freie Marktbesucher und deren Freizügigkeit auf einem räumlich definierten Gebiet, nämlich dem Ort Villingen, ferner die ordnungspolitische Macht mit dem schützenden und sichernden Gewaltmonopol des gräflichen Marktherrn, dann die für dieses Gebiet zuständige eigene Währung und die notwendig damit verbundenen Maße, zwecks Fixierung der

Tauschrelationen Geld – Ware, sowie letztlich die Zollhoheit, mit dem Anspruch auf die Abschöpfung von Finanzzöllen, einer Umsatzsteuerart, seitens des Marktherrn, ergaben ein neues komplexes System von Wirtschaftsbeziehungen und Abhängigkeiten. An die Stelle des rein grundherrlichen Gütertausches, vorwiegend als Naturaltausch, tritt die neue Organisationsform des Wirtschaftens, mit regionaler und überregionaler Ausstrahlung. Die Folge ist auch ein neuer Organismus gesellschaftlichen Lebens. Das alles gehört zum Wesen dessen, was wir für die Jahre nach 999 als inhaltliche Konsequenz mit dem Begriff „Markt“ – *merkatum* – zu verbinden haben. Durch ihn entsteht auf dem begrenzten Ortsgebiet zu Villingen eine neue „Sozialwirtschaft“, die wir mit ihrem Beziehungsgeflecht persönlicher, sachlicher und rechtlicher Natur, unbeschadet vordergründiger räumlicher Begrenztheit, als eine echte Volkswirtschaft *en miniature* bezeichnen können.

Leider müssen wir dennoch von der Vorstellung Abschied nehmen, daß damit schon die Geschichte der *Stadt* Villingen begonnen hätte. Auch Konstanz und Zürich waren damals keine Städte im Rechtssinne sondern Märkte ⁶⁾. Tatsächlich werden sie in der kaiserlichen Urkunde von 999 auch als „Markt“ (*merkatum*) bezeichnet.

Dennoch sind zwei Dinge auffallend:

1. Der Graf Berthold erbittet sich die königlichen Rechte für seinen Ort Villingen. Also muß er zu diesem einen besonderen und persönlichen Bezug gehabt haben. – Dürfen wir ihn schlicht einen Villinger nennen?

2. Die originale handschriftliche Urkunde hatte sich über all die Jahrhunderte hinweg, bis zum Übergang Villingens an das neu entstandene Großherzogtum Baden, in der Stadt selbst bewahrt. Erst aufgrund einer hoheitlichen Anweisung gelangte sie 1809 auf dem Postwege nach Karlsruhe. Wie ist es möglich, daß eine kaiserliche Urkunde aus dem Jahre 999, erteilt an die persönliche Adresse eines gräflichen Gefolgsmannes, Ortsherr und nun künftiger Marktherr von Villingen, an diesen Ort, die spätere Stadt, gelangt und sich hier, und nur hier, über Jahrhunderte erhalten

hat? Welche internen Verflechtungen bestanden hier, die dazu beitragen, die Urkunde zu erhalten (6a)? Eine faszinierende Frage an die künftige Forschung.

Wer war nun dieser Graf Berthold? Es ist sehr wenig was wir wissen. Von Einzelheiten abgesehen, ändert sich allerdings nichts an der „grundsätzlichen Einschätzung“, Graf Berthold sei einer der Vorfahren der Zähringer 7). Für diese tauchen, neben dem Namen Berthold, die inhaltlich gleichbedeutenden Namen Birhtilo und Bezelin auf. In einer Urkunde 8), die wahrscheinlich aus dem Jahre 1153 stammt, wird ein Bezelin von Villingen genannt. Der Bezugsort verweist auf die politische Konstellation, die Bezelin mit dem Ort verbindet und zeigt das persönliche Verhältnis an.

In der Forschung besteht eine Lücke. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Graf Berthold und Bezelin ein und dieselbe Person sind. Bezelin soll 1024 gestorben sein. Sein Sohn ist jedenfalls Berthold I. „mit dem Barte“. Er war Graf in der Baar und seit 1061 Herzog von Kärnten, ohne dort jemals auch nur ansatzweise die Herrschaft ausgeübt zu haben. Mit Berthold I. bleibt die Titulierung „Herzog“ an den Nachfolgern haften, bis deren letzter, Berthold V., sich zum erstenmal, Ende des 12. Jahrhunderts, „Herzog von Zähringen“ titulierte. Berthold I. stirbt 1078 auf der Limburg über Weilheim an der Teck. 1079, während der Auseinandersetzung mit den Staufern, verlegt sein Sohn Berthold II. den Herrschaftsschwerpunkt vom schwäbischen Albtrauf in den Breisgau, wo die Burg Zähringen, nördlich Freiburgs, zum Mittelpunkt der Herrschaft wird. Er legt sich künftig einen zweiten Familiennamen „von Zähringen“ zu, der sich dann vererbt. Sein Bruder ist Bischof Gebhard III. von Konstanz. Er weihte 1085 das 1084 auf dem Schwarzwald gegründete Reformkloster St. Georgen, 15 km nordwestlich Villingens. Noch weitere politische Entscheidungen machen deutlich, wie sich immer mehr die Herrschaft der Bertholde im Schwarzwaldraum strukturiert. Möglicherweise muß man hier den Ansatz für das Zähringische Städtewesen sehen.

Das gewaltige Herrschaftsgebiet der Bertholde

von Zähringen, Herzoge von Kärnten, Grafen in der Baar, Rektoren und Reichsvögte, reicht in Schwaben über Teile des heutigen Württembergs, Mittel- und Südbaden nach Vorarlberg tief in die Schweiz bis über Genf hinaus nach Burgund. Sie gehören, vergleichbar mit den Staufern, zu den mächtigsten Fürstenhäusern des südwestlichen Reiches.

1934 fand man in Vichmjaz am Ladogasee in Rußland einen Münzschatz, in dem nahezu alle salischen Münzstätten vertreten waren. Darunter befand sich eine Villingener Münze, ein silberner Denar. Dieser Schatz von 13398 Münzen war nach 1079 verborgen worden. Die Villingener Münze könnte demnach zu Zeiten Bertholds II. oder schon seiner Vorgänger geprägt worden sein.

Die Söhne Bertholds II. (gestorben 1111) sind als seine Nachfolger Berthold III. (gest. 1122) und Konrad (gest. 1152). Nachfolger ist jetzt Konrads Sohn als Berthold IV. (gest. 1186). Als letzter des Geschlechts folgt dessen Sohn, Berthold V. (gest. 1218), der sich – wie erwähnt – erstmals Herzog von Zähringen nennt. Mit ihm erlöschen die Zähringer im Mannesstamm. Ihre machtpolitische Rolle ist zu Ende. Der Kaiser, der Staufer Friedrich II., legt seine Hand auf Villingen.

Alle diese Zähringer waren zu ihrer Zeit die Orts- und Markt- sowie schließlich die Stadtherren. Insofern hatten sie vitale Interessen. Aber leider: „eine Geschichte hat zu ihren Lebzeiten niemand geschrieben“ 9). Die schriftlichen Quellen schweigen über Villingen oder sind zu dürftig, um zu einer verbindlichen Aussage zu kommen.

So bleiben wir auf andere Quellen, z. B. die archäologischen, angewiesen. Sie haben in den letzten paar Jahren immerhin einige Ergebnisse aus der Zähringerzeit gebracht, wenngleich diese, allein statistisch gesehen, für eine Siedlungsgeschichte nicht ausreichen.

Auf dem Gebiet der mittelalterlichen Stadt, der heutigen Stadt innerhalb der Mauern, können für das 12. Jahrhundert mehrere Funde und Befunde nachgewiesen werden. Abgesehen von Keramik lassen sich zwei Siedlungsspuren datieren. Die hölzerne Bodenschwelle eines Hauses an der unter-

ren Gerberstraße erbrachte nach einer dendrochronologischen Analyse das Fällungsdatum „um 1169“. Auf der entgegengesetzten Stadtseite, im Bereich der nordwestlichen Rietstraße, lieferte eine Hauswand das dendrochronologische Datum „um 1175“¹⁰⁾. Da sich die Ergebnisse der Archäologie und ihrer Hilfswissenschaft der Dendrochronologie punktuell auf den mittelalterlichen Stadtgrundriß verteilen, darf daraus geschlossen werden, daß sich die neue Marktsiedlung spätestens seit der Regierungszeit Bertholds IV.: 1152 bis 1186, von der Ursiedlung, dem Dorf, als erstem Marktort, gelöst hatte. – Es kann keinen Zweifel geben, daß alle Bertholde, angefangen mit Berthold – ohne Zahl – ab 999, bis Berthold V., gest. 1218, in die Entwicklung des Markortes Villingen eingebunden waren und fiskal- sowie machtpolitisch daran interessiert waren, diese nach Kräften zu fördern. Dennoch bleibt die Beantwortung der scheinbar wichtigsten Frage damit offen, wann den nun die „Stadt“ gegründet worden sei.

Dazu müssen wir zwei Phasen einer Entwicklung unterscheiden:

1. Die Verlagerung des Markortes auf das heutige Gebiet der mittelalterlichen Stadt, westlich der Brigach, also den räumlichen Aspekt.

2. Die Stadtwerdung im Rechtssinne, als einer ständischen Institution.

Zu 1.: Geopolitisch wird der Schwarzwald nach 1079 erschlossen und zähringisches Ausbauland. Kloster- und Siedlungsgründungen sind dafür die Marken. Gleichzeitig verlagert sich der Herrschaftsmittelpunkt von der schwäbischen Limburg in den Breisgau. Verbindungen zwischen dem westlich und östlich des Schwarzwaldes gelegenen Landes werden über das Gebirge hinweg erforderlich und sind entsprechend zu sichern. Abgeleitet aus dem politischen Gesamtzusammenhang halte ich die Spanne nach Berthold I. (gest. 1078) ab Berthold II. (gest. 1111), über Berthold III. (er starb 1122 und hatte sich 1114 in Köln aufgehalten) bzw. seinem jüngeren Bruder Konrad (gest. 1152) für die Zeit der räumlichen Ausgliederung des Markortes vom Dorf auf das spätere Stadtgebiet.

Es ist unwiderlegbar, daß der Vorgang einer sogenannten „Gründung“ der Stadt nicht einer bestimmten Person des Herrschergeschlechts der Zähringer zugewiesen werden kann. Der Vorgang ist kein Ereignis sondern ein Prozeß, der neben dem Herrscherwillen den normativen Kräften der gestalterischen Marktstrukturen, insbesondere den Freiheitsrechten der Bürger (burgensis), gehorcht. Damit wären wir bei Punkt 2, der eigentlichen Stadtwerdung:

Sie ist wiederum ein komplexer Prozeß. Markt und Stadt bedingen sich zwar wechselseitig, aber die Stadt im Rechtssinne verlangt noch weitere Kriterien, die wir hier nicht ausführlich erörtern können. Nur soviel sei gesagt: Ein wichtiges Element der Stadt ist, unabhängig davon, daß es stets einen Stadtherrn gibt, die unterschiedlich weitgehende wirtschaftliche, rechtliche und politische Selbstverwaltung durch eigene Organe über eine entsprechende Verfassung. Für eine solche Verfassung und Selbstverwaltung ist seitens des Herrn das Zugeständnis persönlicher Freiheit an die Bürger zur Gestaltung eigener Rechtsvorschriften und der Mitwirkung beim Gericht unabdingbar. Das ist gleichbedeutend mit einer neuen Sozialordnung im feudalistischen Gefüge der damaligen Welt. Als städtisches Recht umschließt im Rahmen der Bürgerfreiheiten eine solche Verfassung auch die Regelungen für den inneren Rechtsfrieden und die Möglichkeit, sich „aus eigener Kraft gegen Übergriffe von außen zu schützen“¹¹⁾. Für Villingen besitzen wir als ältesten urkundlichen Beleg den Hinweis auf die Beteiligung der 24 an der Verwaltung aus dem Jahre 1225. Diese 24, eine Eidgenossenschaft sozial herausgehobener Bürger, wahrscheinlich Kaufleute (mercatores), besitzen zweifellos eine viel weiter zurückreichende Tradition und fungierten als Vertreter für die Gesamtgemeinde. 1993 lieferte uns ein Torbalken des Rietorturms das dendrochronologische Fällungsdatum „Winter 1232/33“, seit Sommer 1995 ein Gerüstholz aus der östlichen Ringmauer beim Oberen Tor gar das Jahr 1209, der Zeit Berthold V.¹²⁾. Die damals im Bau befindliche steinerne Befestigung, als weiteres Zeichen für

einen städtischen Rechts- und Friedensbezirk, dokumentiert fast zeitgleich den äußeren architektonischen Abschluß der bereits vorhandenen städtischen Siedlungsautonomie.

Kommen wir zusammenfassend und abschließend auf unser Anliegen zurück:

Zweihundert Jahre Geschichte zähringischer Herrschaft über Villingen erlauben es nach dem Vorge-tragenen nicht, irgend eine Person herauszulösen und ihr den Status eines Gründers von Villingen zuzuweisen.

Es gibt Entwicklungsschwerpunkte, die in die Zeit bestimmter Zähringers fallen. Aber Indizien sind keine Beweise. –

Unbestreitbar ist allerdings, daß es nie eine solche Entwicklung gegeben hätte, wenn nicht die Rechtsausstattung des Jahres 999 an den Grafen Berthold zur Initialzündung dafür geworden wäre. So bleibt allein dieser Mann dafür verantwortlich, daß das Dorf Villingen nicht in einem Dornröschenschlaf verblieb, sondern sich über eine neue Siedlung zur Stadt entwickelte, die im Hohen Mittelalter, zwischen 1200 und 1400, ihre große Vergangenheit fand.

Damit ist er der Erste unter Gleichen, die nach ihm kamen.

Die *ausschließliche* Frage nach dem vermeintlichen Stadtgründer bzw. einem Stadtgründungsdatum ist schon vom historischen Ansatz her gesehen methodisch falsch.

Kommen wir deshalb noch einmal von der Person zur Sache:

Nichts wäre unrichtiger, als den Begriff Markt oder Markttort aufgrund der veränderten Sichtweisen unserer Zeit, mit der Vorstellung eines heutigen Wochenmarkts zu verbinden, wo zum Beispiel ein Händler von der Insel Reichenau an seinem Stand auf dem Münsterplatz das Bodenseegemüse anbietet. Gewiß war es vor tausend Jahren auch ein realer lokaler und punktueller Markt, und die Vorgänge haben sich äußerlich vergleichsweise so ereignet.

Die wirtschafts-, sozial-, gesellschafts-, rechts- und staatspolitischen Dimensionen des Vorgangs waren aber damals ganz andere, neue. Nur ein entste-

hungsgeschichtliches Beispiel, ein Anschauungsbehelf, ein Modell, kann uns zum Verständnis weiterhelfen:

In diesem Sinne ist das Ereignis vor tausend Jahren vergleichbar mit der Entstehung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, der EWG, 1957. In diesem Jahr entstand eine Organisation mit zunächst ökonomischer Zielsetzung. Als Volkswirtschaften bis dahin deutlicher voneinander abgegrenzt, gehörten dazu zunächst nur die Bundesrepublik, Frankreich, Italien und die Beneluxstaaten.

Genauso stand Graf Berthold mit seinem Ort Villingen im Jahre 999 in einem wirtschaftsrechtlichen Verbund mit einigen wenigen Markttorten, die kaiserliche Urkunde nennt Konstanz und Zürich. Damit war er gewissermaßen in der ersten Reihe bei der inneren Ausgestaltung des Reichsgedankens durch die Einrichtung weniger privilegierter lokaler Märkte mit regionaler und überregionaler Funktion.

Vor diesem Hintergrund ist der endlose und vergebliche Versuch zur Beantwortung der Frage nach dem vermeintlichen Gründer der *Stadt* Villingen oder einem konkreten Gründungsdatum absolut zweitrangig.

Der EWG der Römischen Verträge von 1957 gesellten sich im Laufe der Jahre weitere Staaten bei. Zu den ökonomischen Anbindungen kamen solche politischen, rechtlichen, militärischen und kulturellen Zuschnitts. So entstand die Integration Europas.

Auch vor tausend Jahren, nach 999, begann sich durch die Vermehrung der Marktsiedlungen das Geflecht wirtschaftlicher Verbindungen zu verdichten. Es diente zwangsläufig dem Ausbau des Reiches.

Durch die rechtliche und politische Emanzipation dieser Siedlungen entstand in der Folge das differenzierte und gleichzeitig komplexere Städtewesen des Reiches als eine erweiterte neue Form ständisch-feudaler Strukturen.

Um es zu wiederholen: Die neu angelegten Orte, die sogenannten „Gründungsstädte“, zu denen auch Villingen gehört, sind nicht das Ergebnis

einer verbrieften ad-hoc-Entscheidung eines sogenannten Stadtgründers mit ausschließlicher Rechtsausstattung, sie entwickeln sich vielmehr im Zusammenwirken von gewährter Bürgerfreiheit und der ihr innewohnenden Eigengesetzlichkeit, ohne daß es dazu seitens des Marktherrn weiterer rechtsschöpferischer Leistungen bedarf. Die Dominanz des Herrn weicht der Partnerschaft und erfährt sogar gelegentlich militanten Widerstand. Verschiedentlich ist, im Gegensatz zu Villingen, die Entwicklung vom Marktort zur „richtigen“ Stadt stecken geblieben. Beispiele dafür sind Allensbach am Bodensee oder Tengen und Blumenfeld im Hegau.

Wir wissen aber, daß bis zum Ende des Mittelalters in Deutschland etwa 3000 Städte, in der Größe von 500 bis 50.000 Einwohnern, entstan-

den waren; zu denen, als konsequente Entwicklung aus dem Marktort heraus, auch die kleine Mittelstadt Villingen gehörte.

In den Vorgängen heutiger europäischer Integration, bis hin zur bereits im Gang befindlichen weltwirtschaftlichen Verdichtung der Märkte, liegt, vergleichsweise, tausend Jahre zurück, auf das Jahr 999 projiziert, die Bedeutung der Marktgründung zu Villingen, als die Pioniertat eines einzelnen Mannes und als einzigartiges politisches Ereignis.

Wenn wir uns zu dieser Sicht entscheiden können, ahnen wir, welche erinnerungsschwere Dimension die tausendjährige Wiederkehr der Marktgründung zu Villingen hat; jener Gründung, die zum auslösenden Sachverhalt der Stadtwerdung wurde. Hier gebührt das Gedenken dem Wegbereiter, der die

Die Berthold-Aktion

1907 wurde das Denkmal des Marktgründers Graf Berthold von der Stadt Villingen erstellt.

Inzwischen ist die Sandsteinstatue durch Umwelteinflüsse stark geschädigt.

Die „Berthold-Aktion“ der Initiatoren Werner Jörres und Herbert Schroff hat es sich zum Ziel gesetzt, die Statue restaurieren zu lassen. Danach soll sie im Umfeld der künftigen Stadthalle an der Bertholdstraße nach historischer Vorlage neu aufgestellt werden. Das soll bis 1999, dem tausendjährigen Jubiläum der Gründung des Marktes zu Villingen, geschehen.

Zur Finanzierung der Restaurierungskosten brachte die Berthold-Aktion eine Gedenkmünze, gestaltet von Fritz Hebi, heraus.

Es handelt sich um eine Relieffprägung, 999 Feinsilber, Gewicht etwa 26 g, Durchmesser 40 mm, Preis 45,- DM – im Etui 48,- DM, ohne Bezugskosten. Sie ist erhältlich am Schalter der Villinger Volksbank und der Sparkasse Villingen sowie in Ladengeschäften. Zu beziehen ist sie über: D. Hebi, Handelsvertrieb, Postfach 1444, 78004 Villingen-Schwenningen.



Zeichen der Zeit helllichtig wahrgenommen hat und dem dabei kaiserliche Gunst den Weg ebnete: *Berthold, Graf in der Baar*.

Exkurs:

Aus gegebenem Anlaß nun noch ein Schwenk nach Freiburg.

Wie sehr war man im Verhältnis Villingen – Freiburg immer wieder bemüht, das ältere „Stadtgründungsdatum“ zu besitzen. Es ist deshalb wohl kein Zufall, wenn in Villingen für Villingen so dubios das Datum 1119 auftaucht, wäre doch dann die angebliche Stadt um ein Jahr älter als Freiburg. Im Juni 1995 hat man allen Ernstes in Freiburg mit einem Historienumzug als Spektakel des „875jährigen Stadtjubiläums“ gedacht. Demgegenüber erfahren wir, „Konrad, jüngerer Bruder des bis 1122 amtierenden Herzogs Berthold III., berichtet, er habe an seinem Ort Freiburg einen *Markt* gegründet (ego Cunradus in loco mei proprii iuris, scilicet Friburg, *forum constituti*), indem er von überall her angesehene Kaufleute angeworben und ihnen am *geplanten* Marktplatz Baugrundstücke (areae) als freies Eigentum zugewiesen habe ...¹³⁾.

Will man der Sache nicht Gewalt antun, dann bleibt es bei der Feststellung, daß der für seinen

Ort Freiburg zuständige Konrad von Zähringen während der Zeit, in der die Kaisermacht im Reich durch den Investiturstreit mit dem Papst geschwächt war, kraft eigenen Machtanspruchs im Jahre 1120 auf seinem eigenen Grundbesitz einen Markt eingerichtet (constituti) hat.

Jede seriöse Interpretation kann sich deshalb nur der Formulierung Maria Blattmanns anschließen, die in einer wissenschaftlichen Zulassungsarbeit feststellte: Insofern ist 1120 zwar nicht das Jahr der „Stadtgründung“, aber doch des Auftakts zur Stadtwerdung Freiburgs¹⁴⁾. Der Sache nach liegt wohl oder übel die Rechtsausstattung des Markts zu Villingen 121 Jahre früher als in Freiburg.

Soweit es die Marktortsiedlung betrifft, stoßen wir mit dem Jahr 1173 in Freiburg auf das bisher älteste dendrochronologische Datum. Es stammt aus der Balkendecke eines Hauskellers¹⁵⁾. Einen ersten Hinweis auf die Freiburger Mauerbefestigung – und damit auf die Stadt – erhalten wir für das Jahr 1220¹⁶⁾. Wie für Villingen gilt auch für Freiburg, daß das älteste „Stadtrecht“, dessen genaues Entstehungsdatum nicht zu ermitteln ist, ins 13. Jahrhundert gehört¹⁷⁾.

Eine gewisse zeitliche Parallelität in der Entwicklung beider Städte ist unübersehbar. Dabei wollen wir es bewenden lassen.

Anmerkungen:

Dieser Beitrag war Inhalt eines öffentlichen Vortrags am 27. September 1995.

- 1) Hans Planitz, Die deutsche Stadt im Mittelalter, Seite 138/231
- 2) Schweineköper, Die Zähringer, Bd. I, Thorbecke 1986, Seite 82
- 3) ders. a. a. O. S. 78 f.
- 4) Gerd Althoff, Münster, persönliche Mitteilung
- 5) ders., Almanach 88 des Schwarzwald-Baar-Kreises, Seite 110 ff.
- 6) K. S. Bader, Zürich, persönliche schriftliche Mitteilung
- 6a) Diese Überlegung verdanke ich Herrn Dieter Brüstle, Geschichts- u. Heimatverein Villingen
- 7) Gerd Althoff, Almanach a. a. O., Seite 110 und 116, Nr. 2
- 8) Huger, Jahresheft Geschichts- u. Heimatverein Villingen, S. 16, Nr. XI
- 9) Gerd Althoff, Die Zähringer, Bd. I, a. a. O., Seite 44
- 10) 1169: Bertram Jenisch, Vortrag beim Geschichts- u. Heimatverein Villingen, 8. März 1995; Jenisch zitiert Lohrum, siehe unten
- 1175: Burkhard Lohrum, Ing., und beauftragter Dendrochronologe des Landesdenkmalamtes Freiburg, aus Ertenheimmünster: Vortrag vor Architekten in Villingen, 14. Oktober 1993

¹¹⁾ K. S. Bader, Schriften zur Rechtsgeschichte, 1983, Bd. 3, S. 388

¹²⁾ Burkhard Lohrum, dendrochronologische Untersuchung, September 1993 und Sommer 1995

¹³⁾ Die Zähringer, Bd. II, Thorbecke 1986, Nr. 190 Seite 234

¹⁴⁾ wie Anmerkung 13, Seite 234, rechte Spalte

¹⁵⁾ wie Anmerkung 13, Seite 211, Seite 254

¹⁶⁾ wie Anmerkung 13, Seite 213, Seite 255

¹⁷⁾ wie Anmerkung 13, Seite 252 und 258

Literatur:

Werner Huger, Die Gründungsidee der Stadt Villingen, in: Jahresheft XI, 1986/87, des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, S. 6 ff.

Widmung:

Diesen Beitrag widme ich dem Lehrer für Rechts- und Landesgeschichte, Herrn o. Professor em. Dr. Dr. h. c. Karl Siegfried Bader, Zürich, anlässlich seines 90. Geburtstages im Jahre 1995.

Juden sind im spätmittelalterlichen Villingen nach Revellio erstmals 1324 erwähnt ¹⁾. Schon aus kultischen Gründen dürfte die Annahme des Altmeisters der Villingener Stadtgeschichtsforschung zutreffen, ihre Gemeinde, die im Winkel zwischen Münsterplatz und Kronengasse eine Synagoge besaß, hätte „8 bis 10 Haushaltungen“ umfaßt. Revellio vermutet auch, die Villingener Juden seien 1349 einem ersten Pogrom zum Opfer gefallen. Auch danach wohnten in Villingen Juden mit ihren Familien. Vielleicht der bedeutendste unter ihnen ist im 15. Jahrhundert „Leo der Jude“. Er läßt sich von 1433 bis 1462 gewöhnlich mit dem Zusatz „seßhaft zu Vilingen“ nachweisen ²⁾. Demnach könnte er um 1410 geboren sein und starb vermutlich etwa 1470. Nach dem, was wir über ihn wissen, lebte er von Geldgeschäften und war dabei nicht nur in Villingen tätig, sondern in einem beachtlichen Umkreis um die Stadt. Er tätigte Geschäfte in Triberg, in Radolfzell, in Steißlingen und in Immendingen und nicht zuletzt in Rottweil. Er hatte dabei zu tun mit Adligen wie Konrad von Hornstein (1449) oder Hans von Reischach (1456), aber auch mit Geistlichen wie dem Rottweiler Kaplan Balthasar Mottschiedler (1441) ³⁾. Sein Geschäft bestand in der Gewährung von Darlehen, der Sorge um den rechtzeitigen Eingang von Zinsen für sie und der Eintreibung von Schulden. Dies brachte ihn natürlich auch in Kontakt mit Vertretern der jeweiligen Obrigkeit wie schon 1433 mit den Stadtoberhäuptern von Villingen und Rottweil, Heinrich Brumsi und Hans Boller ⁴⁾, oder Juristen wie 1456 dem Rottweiler Hofrichter Graf Johann II. von Sulz oder dessen Urteilssprecher Konrad Rangendinger ⁵⁾. Ohne viel Phantasie kann man sich ausmalen, daß Leo der Jude natürlich sehr viel willkommener war, wenn er ein Darlehen auszahlte, als wenn er

sich um den für ihn lebensnotwendigen Zinsertrag seines Kapitals oder um dessen Rückzahlung bemühte. Christliche Vordenker wußten ja, daß die Erhebung von Zinsen unmoralisch war und schrieben gelehrte Traktate darüber. Andererseits blieb Juden der Zugang zu den damals gängigen Berufen weitgehendst verschlossen. Was man sonst von den Kanzeln oder beim Passionsspiel über die „treulosen“ Juden zu hören bekam, die ja einstens den Erlöser umgebracht hatten, war auch nicht unbedingt im Sinne christlicher Nächstenliebe ⁶⁾. Gerade da berührt es eigenartig, wenn Leo der Jude 1441 ausgerechnet einem Rottweiler Kaplan ein kleines Darlehen von acht Gulden gewährt.

Für dieses Darlehen hatte der Kaplan zwei Bürgen zu benennen, vermutlich die Inhaber eines Gutes in Schörzingen, das der Pfründe des Kaplans gegenüber abgabepflichtig war ⁷⁾. Das Darlehen wurde acht Tage nach Rückforderung fällig, so daß dem Kreditnehmer auf jeden Fall Zeit blieb, sich anderswo nach Geld umzusehen. An Zins waren je Gulden und pro Woche vier Heller zu zahlen, was einem sehr hohen, jedoch rechtlich zulässigen Zinssatz entspricht, nachdem der Gulden mit 375 Hellern anzusetzen ist. Man muß aber in diesem Zusammenhang das beachtliche Risiko des Geldgebers bedenken, der sozusagen als Geldwanderhändler unterwegs war. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß Kaplan Mottschiedler, gleich aus welchen Gründen, von christlicher Seite in einer damals wohlhabenden Stadt wie Rottweil eben offenbar nicht einen einzigen Heller bekam.

Aber auch sonst war man offenbar froh, die Dienste Leo des Juden in Anspruch nehmen zu können. Schon 1433 hatte „Hensly von Sulz“ offenbar Geld bei ihm geliehen und nicht zurückgezahlt,

was immerhin das christliche Rottweiler Hofgericht feststellte und dem Geldgeber mit der Anleihe Rechtsmittel an die Hand gab, um den sonstigen Besitz des Schuldners zu belasten ⁸⁾. Im Jahre 1449 übertrug die Stadt Rottweil eine Forderung von 200 Gulden, die ihr von Konrad von Hornstein zustanden, auf Leo, der das zweifelhafte Vergnügen hatte, den Betrag bei einem Schuldner einzutreiben, der sich der Rückendeckung durch die Stadt Radolfzell sicher sein durfte ⁹⁾. Dabei mußte der Villingener Jude ein hohes Risiko gehen, denn von einem ähnlichen Vorgang aus dem Jahre 1456 wissen wir, daß er gegenüber Hans von Reischach die Anleihe des Rottweiler Hofgerichts mit einer Frist von nur sechs Wochen und drei Tagen durchzusetzen hatte ¹⁰⁾. Ganz einfach dürfte es auch 1462 nicht gewesen sein, sich an Einkünften aus der Herrschaft Triberg unschädlich zu halten, die Ritter Melchior von Blumneck und seine Gemahlin als Pfand für ihre Schulden bei Leo ein-

gesetzt hatten ¹¹⁾. Auffallend scheint somit an Hand mehrerer Beispiele die Zusammenarbeit der Villingener Juden mit dem Rottweiler Hofgericht ¹²⁾. Das Hofgericht brachte Leo in den Besitz der jeweils erforderlichen Rechtstitel, umgekehrt war der Villingener Jude bereit, sein berufliches Geschick bei der Durchsetzung von Ansprüchen des Gerichts einzubringen.

Dies bedarf der Erläuterung. Sie liegt vielleicht zunächst in der traditionell wohlwollenden Haltung der Grafen von Sulz, die bis zu ihrem Aussterben (1687) den Vorsitz am Kaiserlichen Hofgericht in Rottweil führten, gegenüber den Juden ¹³⁾. Ferner war die vergleichsweise sachliche Behandlung von Juden durch das Hofgericht, das Kaiser Maximilian 1496 als „oberstes Gericht in Teutschland“ bezeichnet hat, allgemein bekannt, auch so wichtigen jüdischen Persönlichkeiten wie Josel von Rosheim, dem Sprecher der deutschen Juden zu Zeiten Kaiser Karls V. ¹⁴⁾.

Dazu kommt, daß für die Juden am Hofgericht in Rottweil wenigstens ein Mindestmaß an Rechtssicherheit garantiert war. Kaiser Friedrich III. befahl dem Rottweiler Gericht 1460 ausdrücklich, es möge den „juden, die uns dann als unser und des reichs camerknecht“ seien, „aufrichtige recht ergen“ zu lassen und vor allem nicht zuzulassen, daß sie an andere Gerichte geladen und zum Erscheinen gezwungen würden ¹⁵⁾. Kurz nach Ostern 1465 hat der Herrscher sogar unter Androhung einer Strafe von 40 Mark Gold das Rottweiler Hofgericht aufgefordert, „die judischheit“ nach einer Ladung vor das Hofgericht nicht an andere Gerichte „abfordern“ zu lassen ¹⁶⁾.



*Kleidung der Juden im Mittelalter.
Holzschnitt aus dem „Seelenwurzgarten“, Ulm 1483.*

Allerdings war die Politik des Habsburgers hier widersprüchlich, eindeutig zu Lasten seiner jüdischen „Kammerknechte“. Schon am 20. Juli des gleichen Jahres 1465 beauftragte Friedrich III. Graf Ulrich V. von Württemberg nämlich auch damit, die Gerichtsbarkeit über die Juden in den Kirchenprovinzen von Mainz, Trier, Besançon und Salzburg auszuüben¹⁷⁾. Dies traf eindeutig das Rottweiler Hofgericht, selbst wenn festzuhalten ist, daß der württembergische Graf sich den Juden gegenüber bekanntermaßen maßvoll verhielt, ganz im Gegensatz zum vielgepriesenen württembergischen Landesvater Eberhard im Bart, der sowohl in seiner Landesordnung von 1495 wie schon in seinem Testament von 1492 ausgesprochen diskriminierende, antisemitische Anordnungen gegenüber den Juden traf: Er verbot es schlichtweg, mit ihnen Geschäfte zu tätigen und untersagte den Juden, sich in seinem Herzogtum niederzulassen¹⁸⁾.

Vielleicht erklärt sich von daher auch sein allerdings erfolgloses Bemühen, das Rottweiler Hofgericht unter seine Kontrolle zu bringen, wo man offenbar grundsätzlich die Linie beibehielt, die bereits der Villingener Jude Leo kannte. Freilich verschlechterte sich die Situation seiner Glaubensgenossen auch in seiner Heimatstadt Villingen über den „Judensatzbrief“ von 1498¹⁹⁾ bis zur Ausweisung der Juden durch Kaiser Maximilian um 1510, letztlich eine Tragödie mit den Stichworten „doppelte Moral“ und „Unmenschlichkeit“.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. P. Revellio, Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen. Villingen 1964 S. 481.
- 2) Vgl. H.-J. Wollasch, Inventar Villingen I. Villingen 1970 Nr. 357 S. 73 von 1433, Okt. 31 und Nr. 481 S. 99 von 1462, Mai 6.
- 3) Vgl. Stadtarchiv Wemding o. Sign. von 1441, Nov. 22 (mitget. von Dr. L. Gräser, Regensburg); Urkundenbuch der Stadt Rottweil I hrsg. v. H. Günter. Stuttgart 1896 (zit.: RUB), Nr. 1132 S. 483 und Nr. 1133 S. 483 jeweils von 1449, Nov. 10; H. Maurer, Das Archiv der Freiherren von Reischach I. In: Hegau 1/2 (1966) Anhang mit eigener Pagin. U 31 S. 15 von 1456, Dez. 2.
- 4) Vgl. H.-J. Wollasch, Inventar Villingen I. Villingen 1970, Nr. 357 S. 73, von 1433 Okt. 31.
- 5) Vgl. Maurer, a. a. O.
- 6) Vgl. Artikel „Judenverfolgungen im Mittelalter“ von G. Taddey. In: Lexikon der deutschen Geschichte hrsg. von G. Taddey u. a. Stuttgart 1979 S. 598 ff.
- 7) Dazu und zum Folgenden: Stadtarchiv Wemding, Urkunde von 1441, Nov. 22 (ohne Sign.).
- 8) Wie Anm. 4).
- 9) Vgl. RUB Nr. 1132 und Nr. 1133 S. 483.
- 10) Vgl. Maurer wie Anm. 3).
- 11) Vgl. H.-J. Wollasch, Inventar Villingen I. Villingen 1970 Nr. 481 S. 99 von 1462, Mai 6.
- 12) Dazu auch G. Grube, Die Verfassung des Rottweiler Hofgerichts. Stuttgart 1969 (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B 55. Bd.), S. 28 ff. und S. 46 ff.
- 13) Vgl. H.-J. Wollasch, Inventar Villingen I. Villingen 1970 Nr. 1732 S. 328 von 1661, Jan. 23.
- 14) Vgl. S. Stern, Josel von Rosheim. Stuttgart 1959 passim.
- 15) Vgl. RUB Nr. 1251 S. 558 von 1460, April 28.
- 16) Vgl. RUB Nr. 1327 S. 589, von 1465, April 22.
- 17) Vgl. Württemberg im Spätmittelalter. Katalog bearb. von J. Fischer u. a. Stuttgart 1985 Nr. 106 S. 105 ff.
- 18) Vgl. 1495: Württemberg wird Herzogtum. Dokumente aus dem Hauptstaatsarchiv zu einem epochalen Ereignis. Bearb. von St. Molitor u. a. Stuttgart 1995 S. 10 ff. Nr. 4 S. 61 ff. und Nr. 24 S. 110 sowie Th. Miller, Die Judenpolitik Eberhards. In: Graf Eberhard im Bart von Württemberg im geistigen und kulturellen Geschehen seiner Zeit. Stuttgart 1938 S. 89.
- 19) Vgl. P. Revellio a. a. O. auch nach H.-J. Wollasch, Inventar Villingen I. Villingen 1970 Nr. 776 S. 159 von 1498, Sept. 20.

Wilare, Phaphinwiler, Pfaffenweiler ...

Eberhard Menzel

Etwas Kirchen- und damit Ortsgeschichte Beschreibung der Malereien in der Turmkapelle

Geschichte

Die Orte Pfaffenweiler und Herzogenweiler bildeten bis in das 12. Jahrhundert eine eigene Mark, „Wiler“, die vermutlich zur Urmark Klengen gehörte, Königsbesitz 817. Zwischen 1134 und 1200 wurde die Mark getrennt, ein Teil wurde dem Kloster Salem – gegr. 1134 – geschenkt, das heutige Pfaffenweiler.

1200 wird erstmals im St. Galler Urkundenbuch die Kirche „eclesia de Phaphinwiler“ genannt, die damals vermutlich St. Peter geweiht war. Er wird 1365 als Patron erwähnt. Vermutlich waren die Zähringer Herzöge die Kirchengründer, da deren Schutzpatron der hl. Petrus war. 1239 erscheint erstmals der Name „Wilare“ in den Büchern des Klosters Salem, 1275 auch im Diözesanbuch Freiburg: wilare in silva nigra, also im Schwarzwald. 1324 erfolgte die Inkorporation beim Kloster Salem. Ab 1464 bis zur Säkularisation hat die Pfarrei zum Kloster St. Georgen in Villingen gehört, damaliger Name „Pforren“.

Am 30.4.1600 hat Weihbischof Sigmund von Konstanz, Titularbischof zu Schönenstatt und Metropolit (!) einen Altar zur Hl. Dreifaltigkeit geweiht, so heißt die Kirche ja auch noch heute. Bis 1777 wechselten die Besitzverhältnisse zwischen Äbten und Bischöfen mehrmals, jeder baute die alte Kirche um, und das z. T. mehrmals.

Mit dem Ende des Klosters St. Georgen kam die Pfarrei zur Stadtpfarrei Villingen, und wurde eine Pfarrei „ex currendo“, also ohne Ortspfarrer. 1807 wurde der Ruf nach Selbständigkeit wach, ein Pfarrhaus sollte gebaut werden, wo sollte der Pfarrer sonst auch wohnen? Wie heute: Mittel waren keine vorhanden. 1779 ergibt ein Baufond im Ordinariat jährlich 250 Gulden aus Hand- und Spanndiensten, 1865 war Pfarrer August von Villingen, Vöhrenbach und Kirchdorf, mit der Ab-

trennung der Pfarrei Pfaffenweiler nach hartem Kampf einverstanden, mußte er doch auf die Einnahmen aus Pfaffenweiler verzichten! 1869 wird dann unter Pfr. Alberik Schmalzl eine selbständige Pfarrei errichtet. Bis heute haben 26 Pfarrer oder Pfarrverweser die Leitung inne gehabt. Zur Zeit ist Pfaffenweiler nicht mehr eigenständig und wird von Pfr. Bernhard Eichkorn, zusammen mit St. Fidelis, Rietheim, Tannheim und Herzogenweiler geleitet.

Soviel – hoffentlich nicht zu viel – zur Historie.

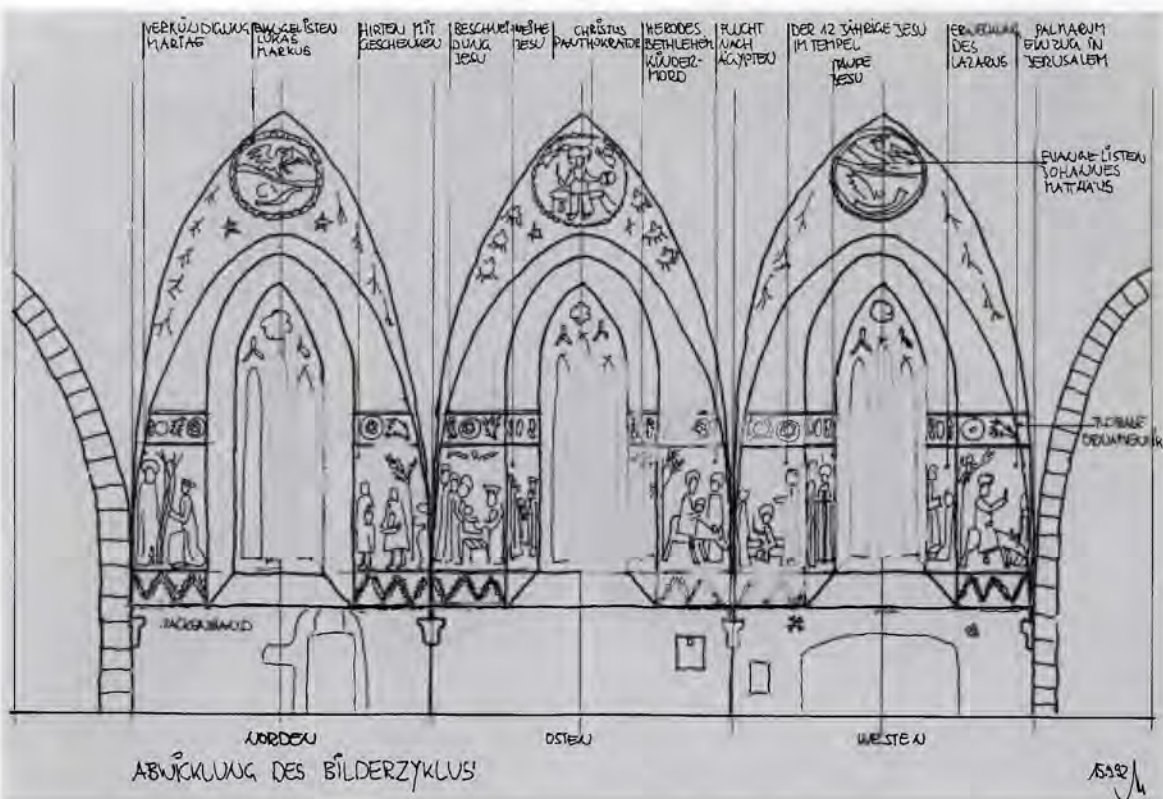
Baugeschichte – jüngere Geschichte

Anfang der 60er Jahre wurde die alte Kirche abgebrochen, bis auf den Turm, der heutigen Turmkapelle. Das alte Gotteshaus war zu klein geworden und wurde durch einen rechtwinkelig zur alten Kirchenachse gestellten Neubau ersetzt. Die Grundsteinlegung erfolgte 1965, am 22. 10. 1967 wurde die neue Pfarrkirche „Hl. Dreifaltigkeit“ durch Weihbischof Karl Gnädinger eingeweiht, der damalige Pfarrer war Bruno Schoske. 1972 unter Pfr. Clormann wurde das Turmoberteil erneuert, da wegen Baufälligkeit vom Landratsamt Läuteverbot angeordnet wurde. Bei dieser Maßnahme wurde auch ein zusätzliches Fenster im Turmunterteil nach Norden ausgebrochen.

Dabei wurden die

Malereien in der Turmkapelle

entdeckt. Das Fenster wurde allerdings trotzdem ausgebrochen, na ja. Seit 1971 also waren die Malereien bekannt und es wurden erste Erhaltungs- und Rettungsversuche unternommen. Wie schon 1750: es war kein Geld da und letztendlich schließen die Aktivitäten ein. Die Turmkapelle wurde als Rumpelkammer genutzt, Palmen ohne Gebinde, Kerzenreste, Kartonagen, Leichenwagen, alles ist dort „versteckt“ worden. Die Wende kam 1986.



Der damalige Pfarrgemeinderat und der Verfasser haben in fünfjähriger (!) zäher und nervenaufreibender Kleinarbeit letztendlich die Zusage zur **Restaurierung der Malereien**

erhalten. Dazu half z. B. auch der heutige Ministerpräsident Erwin Teufel; ein Teufel im Gotteshaus ist also doch nicht ganz abwegig. Die Architektur der Turmkapelle, des letzten alten Teiles der Kirche, zeigt im Innenraum einen quadratischen Grundriß mit Kreuzgratgewölbe. Die Bilder stellen einen neutestamentarischen Zyklus aus dem Leben Jesu dar, von der Verkündigung bis zum Einzug in Jerusalem.

Die Malerei verläuft an den Wänden der Nord-Ost- und Südseite sowie in den Fensternischen der Ost- und Südwand und setzt sich in den Zwickelfeldern fort. Auch die Deckenfelder sind mit Symbolen ausgemalt. Der Zyklus schließt am Boden mit Quaderimitationen ab, die einzelnen Bilder sind in rechteckige Felder aufgeteilt und mit choraler Ornamentik getrennt. Die hier vor-

handene Maltechnik wird als „al secco“ bezeichnet, im Gegensatz zu „al fresco“, wo naß in naß gearbeitet wird. Secco = trocken (Kenner ital. Weine wissen sofort Bescheid!). Die gesamte Darstellung befand sich in einem verheerenden Zustand. Vom beauftragten Restaurator Oeß aus Konstanz mußte die polychrome Malerei untersucht und in einzelnen Schritten, nachfolgend beschrieben, restauriert werden.

Als erster Schritt erfolgte die *Freilegung* der Malschichten, die später aufgebracht worden waren, bis zur mittelalterlichen Schicht, so wie sie sich heute präsentiert. Die Freilegung erfolgte mit Skalpell und Stirnlupe, jede Schicht ist vor Entfernung dokumentiert und fotografiert worden. Der zeitliche Aufwand betrug ca. 50 Stunden für einen halben Quadratmeter. Die einzelnen Schichten vom Grund bis zur letzten Schicht zusammengefaßt:

- Kalksandmörtel
- Kalkschlämme



- Kalkseccomalerei wie vorhanden, 1. Restaurierung 1462 (lat. Inschrift in der Südwand)
- Putzschicht
- Kalkseccomalerei barock
- 4 Schichten Kalktünche
- 4 Schichten Leimfarbe verschiedenfarbig
- Ruß, Dreck, Schimmel.

Als nächster Schritt erfolgte wegen vieler Hohlstellen eine

Mörtelsicherung

durch Hinterspritzen eines Spezialmittels (Ledan) mit Einwegspritze und Kanüle. Die Hinterspritzung wurde solange durchgeführt, bis eine Stabilisierung der gefährdeten Hohlstellen eingetreten war. Die anschließende Mörtelfestigung wurde mit Kieselsäureesther vorgenommen, um eine haltbare Verfestigung zu erreichen.

anschließend daran die Malschichtfestigung mit Spezialmitteln, und die Kittung von Hacklöchern, Rissen und Mörtelstellen.

Hier wurde ein Kalksandmörtel, handwerklich und in der Zusammensetzung wie im Mittelalter, aufgebracht. Nach der Festigung hat der Restaurator die ganze Fläche einer

Reinigung

unterzogen, um Grauschleier, Kalkreste u. a. zu entfernen. Zur Reinigung ist verdünnte Ameisensäure, Ammoniak und demineralisiertes Wasser verwendet worden. Daran schloß sich eine Gesamtfixierung an, bevor als letzter Schritt die

Retusche

vorgenommen wurde. Ziel der Retusche war eine Beruhigung der Bildfelder und eine bessere Lesbarkeit. Es wurden – wie früher versucht – keine Rekonstruktionen vorgenommen, die Arbeiten wurden nur in sehr feiner Punktretusche ausgeführt. Wo z. B. keine Gesichter mehr freizulegen waren, wurden also auch keine nachgemalt. Niemand würde der Venus von Milo die Arme wieder ankleben, das Kunstwerk wäre – so auch hier – für alle Zeiten ruiniert.



Die Fertigstellung war 1992 im Oktober, die nun im neuen-alten Glanz erstandene Turmkapelle wurde von Regionaldekan Buhl im Rahmen eines Festgottesdienstes geweiht und somit der liturgischen Bestimmung übergeben. Heute finden Meditationen, Abendgottesdienste, Trauungen und mehr im musealen Raum statt.

Eine wie auch immer geartete Beschreibung kann den wirklich fantastischen Eindruck des Originals nicht wiedergeben, ebensowenig Fotos, wenn schon das zu reproduzierende Abbild unscharf ist.

Liebe Leser, besuchen Sie die Turmkapelle im heutigen Stadtteil Pfaffenweiler, es lohnt sich.

Der Turm der renovierten Kirche in Pfaffenweiler

Erinnerung an die Bickenkapelle

Kurt Müller

Gedenkfeier 50 Jahre nach ihrer Zerstörung am 20. Februar 1945

Gemessen an den grauenhaften Zerstörungen und Verwüstungen, die der II. Weltkrieg weltweit angerichtet hat, ist die Bombardierung eines kleinen Kirchleins in Villingen, am 20. Februar 1945, eigentlich fast belanglos. Wie stark aber in unserer Stadt nach wie vor die Wertschätzung dieser Kapelle lebendig ist, das konnte man am 20. Februar 1995 im Münster erleben. Frauen, Männer und auch Jugendliche beider Konfessionen hatten sich in sehr großer Zahl zu einer Gedenkstunde zum fünfzigsten Jahrestag der Zerstörung versammelt und füllten das Gotteshaus bis zur letzten Bank. Meditative Orgelmusik, Gesänge zur Verehrung des Hl. Kreuzes und Gebete in bilderreicher, plastischer, barocker Sprache aus dem Nägelinkreuzbüchlein des Pfarrers Joh. Jakob Riegger aus dem Jahre 1735 bildeten den Andachtsteil. Zu Beginn aber machte sich der Münsterpfarrer auf die Spurensuche, und er ließ in einem Lichtbildervortrag die Kapelle und ihre Bedeutung im Erscheinungsbild und in der Geschichte der Stadt lebendig werden. Er hat alle „Reliquien“, alle Ausstattungsstücke der Kapelle aufgespürt, die vor oder nach der Zerstörung aus der Kapelle in Sicherheit gebracht worden waren und sich irgendwo in der Stadt erhalten haben. Zu diesem Artikel soll der Inhalt des Vortrags kurz zusammengefaßt wiedergegeben werden.

Die alten Darstellungen der Stadt Villingen, etwa auf der Pürschgerichtskarte von 1607 oder der „Gumpsche“ Plan von 1692, zeigen immer das kleine Gotteshaus vor dem Bickentor. Das schönste mir bekannte Bild von 1851 hält den Kapellenbau fest, wie er von 1660 bis 1945 stand und zeigt das malerische Ensemble zusammen mit der steinernen Brücke, die erst 1877 abgebrochen wurde. Der Weg zur Altstadtkirche und zum Friedhof führte für die meisten Villingen über diese Brücke



und an der Bickenkapelle vorbei. Im Leben und im Tod begegneten so die Villingen oft „unserer Frauen Kapelle“, die sicher immer offen stand und in der jahrhundertlang ein altherwürdiges Vesperbild (Pieta) und das Nägelinkreuz zur Andacht einluden.



Der Stahlstich von 1885 belegt, daß auch nach dem Bahnbau 1873 die Bickenkapelle neben dem schienengleichen Bahnübergang markant ihren Platz behauptet hat vor der Silhouette der Stadt. Die Älteren unter uns haben die Kapelle so in Erinnerung wie sie das etwas romantisch anmutende Winterbild zeigt. Es war in diesem Jahrhundert etwas still geworden in der Bickenkapelle. Die einst regelmäßige „Salve“-Andacht am Samstag



war in Vergessenheit geraten. Feierlicher Gottesdienst fand eigentlich nur noch am Titularfest „Kreuz-Erhöhung“ am 14. September statt. Dabei gab es den bemerkenswerten Brauch, daß die Frauen auf der Männerseite in der Kapelle Platz nehmen durften. Das galt als Zeichen der Anerkennung für die tapfere Haltung der Frauen während der Tallard'schen Belagerung.



In den Jahren nach 1933 in denen die Nationalsozialisten die kirchliche Jugendarbeit weitgehend verboten hatten, wurde die Bickenkapelle zum Treffpunkt der treu gebliebenen kath. Jugend, die sich dort oft zu Andachten und Gemeinschaftsmessen versammelte. Die damalige Jugend und die meisten Villingener waren sehr betroffen, als die Fliegerangriffe auf den Bahnhof auch zur Zerstörung der Bickenkapelle führten. Es ist nicht ganz leicht nachvollziehbar, daß man nach dem Krieg nicht mehr an einen Wiederaufbau der Kapelle, sondern nur noch an mehr Raum für den Straßenverkehr dachte.

Es war eine Initiative der aus Villingen stammen-

den Geistlichen, daß am 1. Mai 1976 ein, von den Geistlichen der Münsterpfarre und der Stadt finanziertes, Gedenkkreuz am Kapellenplatz eingeweiht werden konnte. Der Rheinfelder Künstler Leonhard Eder gab dem aus weißem Kalkstein geschaffenen Kreuz Formen, die an bleiches Gebein erinnern und somit das Elend und das Sterben der Kriegszeit symbolisieren. Ein Steinblock vor dem Kreuz trägt die deutende Inschrift: „Etwa seit dem Jahr 1400 stand hier eine Kapelle, Bickenkapelle genannt. Mehrmals zerstört, wurde sie zuletzt im Jahre 1660 erbaut. Bomben legten die Kapelle am



20. Februar 1945 in Schutt und Asche. Das Nägelinkreuz – in der Kapelle noch verehrt – ist im Münster geborgen. Gekreuzigter Herr Jesu Christus beschütze deine Stadt“.

Also ist diese kleine Gedenkstätte bei der Fußgängerbrücke über die Gleisanlagen am Bahnhof nicht alles, was von der Bickenkapelle uns geblieben ist. Das eigentliche Heiligtum, das in der Kapelle verehrt wurde, ist das Nägelinkreuz. Mehrmals in der langen, von Kriegen und Belagerungen geprägten, Geschichte der Stadt wurde das Kreuz in gefährlicher Situation aus der Kapelle genommen und bei den Franziskanern oder im Münster in Sicherheit gebracht. In dieser Tradition hat der damalige Münsterpfarrer Max Weinmann bei zunehmender Gefahr von Fliegerangrif-

fen das Kreuz ins Münster bringen lassen und dadurch ist es uns erhalten geblieben.

Während der Renovation des Münsters 1978–82 wurde das Kreuz restauriert und es wird nun wieder in der barocken Fassung verehrt, die der Villingener Faßmaler Kaspar Tober 1683 dem gotischen Kruzifix gegeben hatte. Innerhalb der Festwoche zur Wiedereröffnung des Münsters haben wir am 7. Mai 1982 in einer ökumenischen Feier das Nägelkreuz ins Münster getragen und ihm in der nördlichen Turmkapelle, dem „finsternen Chörle“, seinen endgültigen Platz gegeben. Die Verehrung des Kreuzes reicht in die Zeit der noch geeinten Christenheit vor der Reformation zurück und darum war es sinnvoll und gut, daß der Pfarrer der evangelischen Johannesgemeinde und der Münsterpfarrer, begleitet von Kirchenältesten und Pfarrgemeinderäten, das Kreuz ins Münster begleitet



haben. Das „finstere Chörle“ mit dem Nägelkreuz wurde in dieser Feier die „ökumenische Ecke“ im Münster genannt. Die ständig leuchtenden Opferlichter vor dem Kreuz bezeugen, daß Tag für Tag viele Christen das Kreuz aufsuchen mit Dank oder mit Bitten im Herzen. Das Kreuz hat einen guten Platz gefunden, es wird wieder häufiger besucht als es in der Bickenkapelle der Fall war und es ist somit das heilige Kleinod unserer Stadt geblieben.

Als 1971 der Grundstein für die neue kath. Pfarrkirche am Bickenberg gelegt wurde, da waren sich die Verantwortlichen schnell einig darüber, daß das neue Gotteshaus in der Nachfolge der Bickenkapelle am Fuß des Bickebergs zu sehen sei. Auch weil in der Kapelle besonders die Verehrung des Hl. Kreuzes gepflegt wurde, sollte die neue Kirche den Titel Hl. Kreuz-Kirche tragen. Daher ist auch der bedeutendste Schmuck der Hl. Kreuz-Kirche das große, von Klaus Ringwald geschaffene, Kruzifix im Chorraum über dem Altar.



Die Spurensuche nach „Reliquien“, nach Erinnerungsstücken aus der Bickenkapelle fördert im Münster, in der Benediktinerkirche, im Gemeindehaus und im Münsterpfarrhaus noch einiges zu Tage, was vor oder nach der Zerstörung noch geborgen werden konnte.

Vom Hochaltar, den Josef Anton Hops 1750 für die Kapelle erstellt hatte und dessen Hauptbild die Verspottung Jesu zeigte, sind die beiden Hauptfiguren Zacharias und Elisabeth, die Eltern Johannes des Täuflers, erhalten. Erst vor wenigen Wochen konnte das Vesperbild vom Hochaltar wieder gefunden werden. Im Trümmerschutt fanden sich auch Reste der Putti, die den Hochaltar umschwebten.



Teilweise kann man mit alten Postkarten vorhandene Gegenstände der Kapelle zuordnen. So beweist eine Fotografie, daß die große Holztafel mit den 14 Nothelfern im Sitzungszimmer des Pfarrhauses, aus dem Chorraum der Bickenkapelle stammt. Die wohl aus dem 17. Jahrhundert stammende Tafel zeigt vor jeweils anderem landschaftlichem Hintergrund die 14 Nothelfer mit ihren Attributen und einem kurzen erklärenden Vers z.B.: „In Stechen, Grimmen und Magenweh vertraulich zu Erasmo geh! Seine sondere Gnad in solcher Not hat er von seinem, deinem Gott.“

In Bruchstücken aus den Trümmern geborgen wurde das große Kreuz vor der Außenwand der Kapellenfassade. Dominikus Aggermann (1779 – 1835), in Villingen als der Schemmenschnitzer „Ölmüller“ bekannt, hatte das Kreuz einst geschaffen. Der Villingener Kunstmaler Richard Ackermann – wohl ein Nachfahre – hat das Kreuz restauriert, es hängt jetzt im Foyer des Münsterzentrums.

Aus dem wohl noch reicheren Figureschmuck der Kapelle sind uns drei Holzplastiken erhalten geblieben. Der Hl. Wendelin, der Patron in allen Sorgen um Viehbestand und Gesundheit in den Ställen. Er war ein wichtiger Heiliger in der Zeit,

Hl. Sebastian



Madonna mit Traube



Letzte Rast Christi



Hl. Wendelin



da die meisten Bürger noch von den Erträgen der Landwirtschaft lebten.

Eine wertvolle gotische Plastik stellt der Hl. Sebastian dar. Zusammen mit dem Hl. Rochus galt er als Pestpatron und die Pest war eine wahre Schreckensgeißel, der die Menschen hilflos gegenüber standen und nur himmlische Kräfte konnten helfen. Vom linken Seitenaltar stammt die barocke Madonna mit dem Kind und der Traube. In der rechten Hand trug die Maria ein Zepter und einen großen Rosenkranz.

In der Münstersakristei befindet sich eine kleine, mit einem wertvollen Renaissancegitter verschlossene Wandnische.

In dieser Nische wurden ursprünglich die Heiligen Öle für Taufe, Firmung und Krankensalbung aufbewahrt. Jetzt birgt die Nische eine kleine Figur im barocken Stil, die mit verschiedenen Namen bezeichnet werden kann: „Rast Christi“,

„Letzte Rast Christi“, „Christus im Elend“ oder „Erbärmdebild“. Nach Ausweis einer Postkarte stand diese kleine Figur auf dem rechten Seitenaltar der Bickenkapelle.

Es sind noch zu nennen drei dringend der Restaurierung bedürftige große Bilder: Der Tod Mariens, der Tod des Hl. Josef und der Hl. Karl Borromäus. Die Münsterpfarrei ist seit einigen Monaten dabei, die Benediktinerkirche zu renovieren. Es ist geplant, daß möglichst viele der erhaltenen Ausstattungsstücke der Bickenkapelle dann bei der Einrichtung der Benediktinerkirche verwendet werden.

Dann werden in Zukunft das Gedenkkreuz am Kapellenplatz, das Nägelinkreuz im Münster, die Verehrung des Hl. Kreuzes in der Hl. Kreuzkirche und die Erinnerungsstücke in der Benediktinerkirche dafür sorgen, daß die Villingen die untergegangene Bickenkapelle nicht vergessen.

Das Heilig-Geist-Spital zu Villingen im Schwarzwald

Erinnerungen und Erkenntnisse

Wolfgang Berweck

Als mich der Vorstand des Geschichts- und Heimatvereines vor einigen Monaten bat, doch noch einmal schriftlich über das Heilig-Geist-Spital unserer Stadt zu referieren, bin ich dieser Bitte gerne aus zwei Gründen nachgekommen: Zum einen ist meine 1963 im Ring-Verlag Villingen/Schwarzwald erschienene Dissertation über das Heilig-Geist-Spital unserer Stadt seit vielen Jahren vergriffen, zum anderen nütze ich die Gelegenheit, an den Beginn dieser „Zweitauswertung“ meiner Arbeit einige Erinnerungen zu stellen.

Es ist jetzt knapp 30 Jahre her, als ich Professor Revellio im Villingen Stadtwald begegnete. Er war ein von mir besonders hoch geschätzter Lehrer, der zusammen mit den Oberstudienräten Maichle und Wickert meine späteren Interessen und Liebhabereien bis zum heutigen Tag besonders geprägt hat. Revellio fragte mich, wie es mir denn so ginge und was ich vorhätte. Ich berichtete ihm von meinem Jurastudium in Freiburg, insbesondere den Seminaren bei Professor Dr. Thieme und davon, daß ich eigentlich die Absicht hätte, rechtsgeschichtlich zu promovieren, daß es aber wohl über Villingen kein einschlägiges Thema gäbe. „Dummes Zeug!“ war Revellios Antwort und er schlug mir als profunder Kenner des Villingen Urkundenbestandes auch sogleich einige Themen vor. Er riet mir ferner, ich möge mich vor einer weiteren Kontaktaufnahme mit dem in Aussicht genommenen „Doktorvater“, zunächst mit Herrn Professor Bader, in Verbindung setzen, welcher damals auf der Reichenau weilte, und auch ihm von seinem Vorschlag und meinen Plänen berichten. Gesagt, getan. Wenige Tage später traf ich Professor Bader auf der Reichenau und er schlug mir – wie Revellio – vor, über das Heilig-Geist-Spital zu schreiben. Ein in der Tat guter Vorschlag, denn damals setzte buchstäblich ein Trend ein, Wohl-

fahrtseinrichtungen in mittelalterlichen Städten im Anschluß an die verdienstvollen Untersuchungen von Reicke gezielt weiter zu untersuchen und weitere Gemeinsamkeiten zu finden, Geschichtsschreibung nicht nur als Historie von Kriegen und des Gewinns und des Verlusts von Territorien, sondern mit dem Ziel, sich dem Schicksal und Alltag des Menschen in seiner Zeit zuzuwenden. Auch Professor Dr. Thieme war mit dem Thema einverstanden und, nachdem ich das erste Staatsexamen bestanden hatte, begannen vier Jahre – ich hatte die Schwierigkeit der übernommenen Aufgabe gewaltig unterschätzt –, in denen ich neben meiner Ausbildung als Gerichtsreferendar buchstäblich jede freie Stunde in die Aufarbeitung des gedruckten und ungedruckten Urkundenmaterials über das Heilig-Geist-Spital steckte. Die Arbeitsbedingungen waren einerseits gut, denn Professor Revellio hatte – er mußte nach dem Krieg aus politischen Gründen den Schuldienst vorübergehend verlassen – diese Jahre dazu genützt, den städtischen Urkundenbestand sorgfältig zu erfassen, einzeln einzutaschen und den wesentlichen Inhalt der Urkunden auf diesen Taschen zu notieren. Das heißt, die Urkunden waren zeitlich geordnet und leicht auffindbar. Aber es war alles andere als einfach, Urkunden, die im Laufe von Jahrhunderten von vielen verschiedenen Schreibern in mancherlei Schriften geschrieben worden waren, auch zu lesen. Und so machten Professor Revellio und ich uns in stunden- und tagelangen Sitzungen daran, diese Urkunden zu entziffern. Jeder, der uns dabei beobachtet hätte, hätte geschmunzelt. Mit dem Finger unter jeder Zeile lasen wir beide Dutzende von Urkunden laut und gleichzeitig vor uns hin, und wenn wir etwas verschiedenes lasen, erörterten wir, wie der Text wohl tatsächlich lauten könnte. Denkbar ungünstig waren die sonsti-

gen Bedingungen. Ein Teil der Urkunden befand sich im sogenannten Bunker hinter der Stadtkasse. Dort mußte in der kalten Jahreszeit zunächst ein uralter, rauchender Ofen angefeuert werden, indem man zunächst sogenannte Sprießele machte und schließlich nach und nach hochheizte. Häufig wurde es erst richtig warm, als unser Arbeitstag schon vorüber war. Mir sind jene Wochen und Monate unvergessen, unvergessen auch das Engagement und die ebenso liebevolle wie energische Fürsorge von Professor Revellio, der ja sonst eher als etwas barscher und schwer zugänglicher Kauz galt. Vergleicht man die Bedingungen, unter denen später Archivare der Stadt hätten arbeiten können, muß man mit allem Respekt, vergleicht man das Lebenswerk Revellios mit dem seiner Nachfolger, fragen, ob diese ihre Zeit auch so genützt haben wie Revellio.

Als schließlich eine gewisse Zeit des Informierens und des Sammeln verstrichen war, meinte Revellio dann allerdings mit allem Nachdruck, nun sei es Zeit, daß ich endlich anfinde zu schreiben. Er hielt es für den größten Fehler vieler Geschichtsschreiber, daß sie vor lauter sammeln, ordnen und archivieren nicht zum Schreiben kämen und am Schluß eigentlich bei ihrer Arbeit „nichts heraus“ käme. Recht hatte er. Also machte ich mich an die Arbeit. Schließlich wurde die Dissertation von der juristischen Fakultät der Universität Freiburg angenommen. Berichterstatter war übrigens Professor Beyerle, der sich Jahrzehnte zuvor mit einer vergleichenden rechtshistorischen Arbeit über Villingen und Freiburg i. Breisgau habilitiert hatte. Damit wäre ich am Ende meiner Reminiszenzen und eigentlich wäre es erfreulicher, ich könnte den geneigten Leser auf die Schriftenreihe der Stadt Villingen-Schwenningen und die dort erschienene Dissertation hinweisen. Für diejenigen also, die seinerzeit das Buch nicht gekauft haben – und ein Nachdruck ist nicht in Sicht – sei also das wichtigste von den Ergebnissen meiner seinerzeitigen Bemühungen wiederholt. Ich habe mir das im Einvernehmen mit der Schriftleitung so vorgestellt, daß dies zum einen Teil in diesem und zum anderen Teil im nächsten Jahresheft des Ge-

schichts- und Heimatvereines abgedruckt werden soll. Selbstverständlich verzichte ich in Nachstehendem auf jeden wissenschaftlichen Apparat. Der findet sich überreichlich in 490 Anmerkungen in meiner Dissertation.

Wenden wir uns zunächst der Gründungsgeschichte des Heilig-Geist-Spitals in Villingen zu. Die ältesten Hinweise rühren aus einer chronikalischen Nachricht von 1271, der bekannten Villinger Chronik von Heinrich Hug. Es heißt dort: „Anno 1271 Jahr ist schier die ganze Stadt Villingen ausgebrunnen, das Spital, Johanniter- und Barfußerkloster außgenommen. Seyndt 330 Personen, weib und kindt, verbrunnen. Und seind in dißem Jar zwey graffen gestorben, einer von Fürstenberg, einer von Zeringen, alhie.“

In den St. Georger Jahrbüchern des 17. Jahrhunderts wird diese Nachricht wiederholt. Das heißt, es wird darauf verwiesen, daß das Spital und das Barfußerkloster durch das Feuer nicht geschädigt worden seien. Ich bin freilich in meiner Dissertation davon ausgegangen, daß der geschichtliche Wert dieser Nachrichten zweifelhaft sei. Heute bin ich mir da nicht mehr so sicher. Aus der zentralen Lage des Spitals – es lag zwischen Münster und Rietstraße –, läßt sich im Vergleich zur örtlichen Lage anderer Spitäler in anderen Städten mit gesichertem Gründungsdatum der Schluß ziehen, daß das Spital älter ist als der älteste, völlig gesicherte Beleg für ein Heilig-Geist-Spital in Villingen. Hier handelt es sich um einen Ablassbrief, ausgestellt in Rom am 15. April 1286, in dem zur Mithilfe bei der Vollendung des Heilig-Geist-Spitals in Villingen aufgerufen wird. Die Auswertung weiterer Urkunden und deren sorgfältige Exegese führte schließlich zu dem Ergebnis, daß die Gründung des Spitals spätestens zwischen 1284 und 1286 erfolgt sein muß, es sei denn, man folgt den zitierten chronikalischen Nachrichten, die sich zweifellos auf ein älteres Spital beziehen. Aber auch mit diesem zweifelsfrei gesicherten späteren Datum steht das Heilig-Geist-Spital von Villingen in zeitlicher Folge der Spitalgründungen immerhin unter den wichtigsten südwestdeutschen Spitä-

lern an 12. Stelle. Die Gründung oder vielleicht auch Neugründung des Spitals war im wesentlichen das Werk von Gräfin Agnes von Fürstenberg. Sie hat in den Jahren nach der Gründung freigebig zur Erhaltung und Erweiterung des Spitals beigetragen, und auch ihre Söhne haben in späterer Zeit immer wieder darauf hingewiesen, daß ihre Schenkungen oder Vergünstigungen auf Bitten der Mutter erfolgt seien.

Über das Schicksal des Spitals in den folgenden Jahren gibt es verschiedene Vermutungen, bei denen möglicherweise die Auswertung weiterer Urkunden, die sich nicht im Urkundenbestand des Spitals selbst befinden, weiterhelfen könnte. Fest steht aber, daß es jedenfalls nach 1300 in Villingen nur ein Spital gegeben hat und daß aus ihm im Jahre 1322 – spätestens – das Leprosorium der „Siechen am Feld“ hervorgegangen ist.

Immer wieder wird die Auffassung vertreten, als handle es sich bei den Spitälern, insbesondere solchen mit der Zusatzbezeichnung „Heilig-Geist“, um kirchliche Einrichtungen. Das war, wie andersorts, auch in Villingen keineswegs so. Das Spital war zunächst eine Einrichtung des Stadtherrn, also der Grafen von Fürstenberg, der allerdings dem Spital schon 1288 die Rechte des Freiburger Spitals gewährt, was bedeutet, daß er das Spital aus seiner Obhut entläßt und den Prozeß der Verbürgerlichung einleitet. Damit wird das Villingener Heilig-Geist-Spital demjenigen von Freiburg gleichgestellt, welches von Anfang an eine Gründung der Bürgerschaft war und von Anfang an von den Organen des Stadtregimes verwaltet worden war. Freilich war dies in Villingen kein einzelner oder gar ungewöhnlicher Vorgang. Es entsprach damals dem Zug der Zeit, die ursprünglich bruderschaftlich organisierten Spitäler, an deren Spitze ein sogenannter Meister stand, einer möglicherweise schlagkräftigeren, sicher aber mit mehr Macht ausgestatteten städtischen Verwaltung zu unterstellen.

Diese Verbürgerlichung des Spitals führte zu einer sogenannten Pflerschaftsverfassung. Das heißt, das Spital wurde von drei Organen verwaltet. Oberstes Leitungsorgan war der Rat der Stadt.

Dabei gab es Bereiche, in denen der Rat ausschließlich für das Spital handelte und allein das Spital vertrat, und andere, in deren Bereich der Rat nicht selber handelte, sondern durch Genehmigung oder Ablehnung zustimmungsbedürftige Rechtsgeschäfte, die durch die Pfleger abgeschlossen worden waren, an der Verwaltung mitwirkte. Im Spitalalltag sorgte der Spitalmeister für geordnete Zustände.

Natürgemäß war der Bereich, in dem der Rat der Stadt für das Spital handelte, klein. Er handelte im wesentlichen dann selbst, wenn Rechtsverkehr mit auswärtigen Mächten und Herrschaften abzuwickeln war, etwa mit den Grafen von Fürstenberg oder den späteren Stadtherren, den Habsburgern.

Im übrigen erfolgte die Einflußnahme des Rates auf die Spitalverwaltung dadurch, daß fast alle Rechtsgeschäfte zwar von den Pflegern vorgenommen wurden, daß diese aber in zunehmendem Maße an die Einwilligung des Rates gebunden waren. Dies gilt insbesondere für die Veräußerung von Grundstücken und für die von den Pflegern vor einem Ratsausschuß zu legenden Jahresrechnungen. Ich will diese Einzelheiten hier nicht vertiefen. Ich warne aber davor anzunehmen, als sei durch diese starke Machtstellung des Rates eine Vermischung städtischen Vermögens mit dem Spitalvermögen sozusagen programmiert gewesen. Die Urkunden beweisen, daß das Spitalvermögen jahrhundertlang außerordentlich sorgfältig, ja geradezu eifersüchtig als eigenes Stiftungsvermögen behandelt und bewahrt blieb. Die Urkunden geben beispielsweise nichts dafür her, daß etwa die Stadt Grundstücke des Spitals ohne Einhaltung jeglicher Förmlichkeiten kurzerhand für sich in Anspruch genommen hätte, wie dies beispielsweise in den letzten Jahren von der Stadt Villingen-Schwenningen u. a. für den Bau des Micro-Instituts für richtig gehalten worden ist. Es ist auch nichts dafür vorgefunden worden, daß Spitalgrundstücke auf dem Umweg eines Erwerbs durch die Stadt etwa einer anderen geplanten sozialen Einrichtung zugeschanzt worden wären, wie dies ebenfalls in den letzten Jahren zu beklagen war.

Ursache dafür könnte sein, daß diejenigen, die an der Begründung des Spitalvermögens so tatkräftig mitgewirkt haben, nämlich die Grafen von Fürstenberg, in den Jahrzehnten nach der Gründung zweifellos ein besonderes Auge auf die Einrichtung geworfen haben und daß in den Jahren danach diejenigen, welche das Spital mit Stiftungen bedacht haben, zum Teil andere wohlthätige Institutionen – zum Beispiel Klöster – damit betraut haben, die Verwendung ihrer Stiftung durch das Spital zu überwachen, wobei im Falle eines Mißbrauchs das Spital Gefahr lief, die Stiftung an die überwachende Institution zu verlieren. Es bestand und besteht deshalb bis zum heutigen Tag aller Anlaß, daß der Oberbürgermeister der Stadt Villingen-Schwenningen als Vorsitzender des Stiftungsrates einerseits und als Stadtoberhaupt andererseits sogenannte In-sich-Geschäfte zwischen Stadt und Spital so objektiv wie möglich abwickelt. Die Stiftungsaufsicht beim Regierungspräsidium in Freiburg hat jedenfalls ihre Verpflichtung zur Kontrolle gerade solcher Geschäfte nicht mit der notwendigen Sorgfalt wahrgenommen. Es war in alten Zeiten auch nicht üblich, daß die Pfleger sich für ihre Arbeit bezahlen ließen. Auch das hat sich inzwischen geändert, der Stiftungsvorstand bezieht seit der Amtszeit des vorletzten Oberbürgermeisters eine monatliche Vergütung, die Mitglieder des Stiftungsrats ein allerdings höchst bescheidenes Sitzungsgeld.

Doch nun zur zweiten Stufe in der Hierarchie der Spitalverwaltung, den Pflegern.

Als vor einigen Jahren in einer hiesigen Tageszeitung aus Anlaß des jetzigen Neubaus des Altenheimes über die geschichtsträchtige Vergangenheit des Heilig-Geist-Spitals berichtet wurde, meinte die Redakteurin, bei den Pflegern handle es sich um Kranken- und Altenpfleger. Davon kann natürlich keine Rede sein. Die Pfleger waren diejenigen, die für das Spital Rechtsgeschäfte abwickelten. Sie waren in aller Regel Angehörige des Rates, also des Gremiums, welches sie zu überwachen hatten. Häufig gehörten auch Bürgermeister und Schultheiß zu den Pflegern. Wahrscheinlich

haben die oben zitierten Kontrollrechte von Stiftern und ihren Nachfahren und die von den Stiftern eingesetzten Kontrollinstitutionen mit Erfolg dafür gesorgt, daß es zu einer Vermischung beider Vermögen oder auch nur einer Vermischung der Interessenlagen beider Vermögen möglichst nicht kam. Das Spitalvermögen war und blieb zweckgebundenes Sondergut. Überschüsse kamen nicht der städtischen Finanzlage zugute, sondern wurden ausschließlich Spitalzwecken zugeführt. Auch gewährte das Spital der Stadt Darlehen, wobei die Stadt selbstverständlich Zinsen zu zahlen hatte und auch regelmäßig bezahlte. Soweit es zu gegenseitigen Leistungen von Spital und Stadt kam, wurden sorgfältige jährliche Abrechnungen gefertigt, wobei von seiten der Stadt ein Pfennigpfleger, von seiten des Spitals einer der Pfleger mitwirkte. Eine weitere Konfliktmöglichkeit gab es dadurch, daß die Pfleger des Spitals zugleich auch Pfleger des Leprosoriums der „Siechen am Feld“ waren. Außerdem hatten die Pfleger die Pfründen der sowohl am Spital wie auch im Leprosorium tätigen Kapläne zu verwalten. Die Pfleger hatten also vier verschiedene Vermögensmassen gegen die Interessen der Stadt und gegeneinander abzuschirmen.

Es sollen die Einzelheiten dieser überreichlich vorhandenen Konfliktsituationen im einzelnen nicht erörtert werden. Wenden wir uns einem anderen, sicherlich verantwortungsvolleren Aufgabenbereich der Pfleger zu, nämlich dem Abschluß von sogenannten Pfründverträgen. Pfründverträge sind Verträge über die entgeltliche Aufnahme von Pfründnern im Spital und die Aushandlung der von diesen Pfründnern zu erbringenden Gegenleistung. Es wird weiter unten noch auszuführen sein, welche Palette an Versorgungsmöglichkeiten das Spital seinen Pfründnern bot und welche Gegenleistung hierfür zu entrichten war. Das Hauptproblem war in einer Zeit, in der es noch keine statistisch erfaßte durchschnittliche Lebenserwartung gab und in der man noch nicht in der Lage war, den versicherungsmathematischen Barwert einer Leibrente zu ermitteln, das Aushandeln von Leistung und Gegenleistung, ein wahrhaft diffiziles Unterfangen. Aber man behalf sich, indem

man von vorneherein beim Abschluß sogenannter Pfründverträge darauf hinwirkte, daß die Pfründer, so sie Leistungen des Spitals in Anspruch nahmen, so reichlich bezahlten, daß auch bei einer überdurchschnittlichen Lebensdauer und bei überdurchschnittlicher Leistungsanspruchnahme das Spital sich zu seinem Vorteil aus der Affäre zog.

Ähnlich verhielt es sich, wenn man mit Stiftern über die Stiftung von Almosen, etwa Wein- oder Brotspenden oder die Unterhaltung eines Lichts in der Stube des Armen und Siechen zur Nachtzeit verhandelte. Es war schon genau zu überprüfen, ob das angebotene Stiftungsgut auch dazu ausreichte, den ausbedungenen Stiftungszweck zu finanzieren, also zu verhindern, daß das Spital etwa Geld zuschießen mußte. Und so kam es in der Tat vor, daß das Spital beispielsweise eine Weinspende, die in einer vom Stifter genau festgelegten Weise an die Siechen im Spital zu verteilen war, die Stiftungsaufgabe nur mit großem „Nachzug oder Nachteil“ des Spitals zu finanzieren war. Man konnte sich deshalb einige Jahrzehnte später glücklicherweise mit dem Sohn des Stifters vergleichen und sich gegen Rückgabe des Stiftungsgutes von der Stiftungsverpflichtung lösen.

Auch Leibrentenverträge wurden geschlossen, bei denen gegen Hingabe eines Kapitals eine jährliche Rente vereinbart war. Dabei wurden zum Teil uns heute amüsant anrührende, aber durchaus zeittypische Verfallsklauseln vereinbart. Etwa: wenn das Spital es versäumte, die vereinbarte Leibrente pünktlich zu zahlen, hatte der Leibrentner das Recht, sich in einer Gaststätte solange versorgen zu lassen, und zwar auf Kosten des Spitals, bis die Leibrente und der Wirt bezahlt waren.

Im weiteren Verlauf der Geschichte hat das Spital auch viele Darlehensgeschäfte abgeschlossen. Dabei wurde nicht nur an Gewerbetreibende der Stadt, beispielsweise Handwerker, zu denen auch der berühmte Villingener Kunsttöpfer Hans Kraut gehörte, Beträge ausgeliehen. Es kam auch häufig vor, daß auswärtige Herrschaften ganz beträchtliche Summen vom Spital als Darlehen aufnahmen. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts bestand ein Vier-

tel der gesamten Einnahmen des Spitals – man muß allerdings die Naturaleinnahmen aus der Landwirtschaft entsprechend relativieren – aus Zinsen, die auswärtige Darlehensnehmer an das Spital zu bezahlen hatten.

In der Regel waren drei Pfleger für das Spital tätig. Sie wurden aus der Mitte des Rates durch diesen selbst bestellt. Weder die Stifter des Spitals, die Herren von Fürstenberg, noch danach die Habsburger als neue Stadtherren haben je in die Verwaltung des Spitals eingegriffen. Die Amtsdauer der Pfleger war entsprechend derjenigen anderer städtischer Ämter. Sie betrug ein Jahr. Eine wiederholte Bestellung war allerdings zulässig und wurde auch gerne ausgeübt.

In der untersten Stufe der Verwaltungshierarchie stand der Spitalmeister. Er ist derjenige, der die alltäglichen Geschäfte als Leiter der Hausgemeinschaft besorgt. Im einzelnen wird seine Position durch die sogenannten Spitalordnungen geregelt, von denen ich im zweiten Teil dieser Abhandlung, welche im nächsten Heft erscheinen wird, einen Auszug bringen möchte. Vergleicht man von den erhaltenen Spitalordnungen diejenige von 1502 mit derjenigen von 1740, dann erlebt man eine unvorstellbare Kontinuität der Lebensformen über die Jahrhunderte hinweg. Eine Kontinuität, die wir uns heute, vergleichen wir die äußeren Umstände unseres Lebens mit denjenigen unserer Großeltern oder auch nur unserer Eltern, eigentlich gar nicht mehr vorstellen können.

Der Spitalmeister wohnt im Spital. Er beaufsichtigt das gesamte, übrigens recht zahlreiche Personal. Er sorgt dafür, daß den Pfründern die mit ihnen ausgehandelten Leistungen gewährt werden. Er gewährleistet die Pflege der Kranken und Wöchnerinnen. Durch seine Hände gehen alle Einnahmen und Ausgaben. Er veranlaßt die Beschaffung von Nahrungsmitteln und Vorräten und organisiert die Naturaleinkünfte des Spitals. Er bezahlt die Wein- und Salzrechnungen. Er kauft auf den Viehmärkten ein und verkauft dort übrigens bis zu 350 Stück Vieh im Jahr. Er zahlt den Tagelöhnern den Lohn aus, stellt die für den Betrieb des Spitals notwendigen Knechte und

Mägde ein und führt sie dem Bürgermeister bzw. den Pflegern vor, von denen sie vereidigt werden. Der Spitalmeister beschafft das notwendige Handwerkszeug und ist verantwortlich für die Instandhaltung der Spitalgebäude. Er legt fest, wann welche Reparaturen durchzuführen sind, gibt den Handwerkern die entsprechenden Aufträge und bezahlt deren Rechnungen. Einmal im Jahr legt er Rechnung, wobei er nicht nur den Geldfluß, sondern auch den Gütererumschlag aus der Eigenwirtschaft des Spitals genau verzeichnen und verantworten muß. Er führt die Listen über das Inventar des Spitals, seine Vorräte und den Viehbestand. Er verzeichnet, was die Pfründer in das Spital einbringen und was vom Eingebachten dem sogenannten Anfallsrecht des Spitals unterliegt.

Diese Vielfalt der dem Spitalmeister übertragenen Aufgaben macht deutlich, daß es von seinem Geschick und seiner Zuverlässigkeit ganz entscheidend abhing, wenn im Spital mit Gewinn gewirtschaftet wurde. Genau dies aber war und ist die Voraussetzung, um über Jahrhunderte hinweg den Großteil der städtischen Armenfürsorge der Stadt zu leisten und die damit verbundenen Lasten zu tragen und das Spital vor Verlusten zu schützen. Es wäre kurzsichtig zu meinen, daran hätte sich in der heutigen Zeit auch nur ein Deut geändert. Wenn das Spital auch zukünftig seinen Aufgaben gerecht werden will, muß es auch in der heutigen Zeit, ungeachtet aller öffentlichen Förderung, als soziale Einrichtung einerseits, aber auch als angemessen zu nutzendes, wirtschaftliches Unternehmen andererseits geführt werden.

Stellvertreter des Spitalmeisters ist der Pfister – Bäcker –. Daneben gibt es eine Siechenmeisterin, die für Reinlichkeit in den Räumen und der Kleidung verantwortlich ist. Ackermeister und Scheuermeister sind für die Bestellung der Spitaläcker und die Einhaltung der Anbaufolge verantwortlich, der Scheuermeister darüber hinaus natürlich für die Verwaltung der Vorräte unter Verwendung von Kerbhölzern. In der Spitalmühle gibt es einen Mühlmeister, wobei das Spital nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für Dritte mahlt. Für die Zubereitung von Mahlzeiten und Wieder-

verwendung von Resten gibt es genaue Anweisungen an den Koch. Ein Almosenbitter macht die dem Spital gewährten Ablässe den geistlichen Herren und auch sonst wo bekannt und wirkt auf Almosenstiftungen zu Gunsten des Spitals hin.

Ein Spitalschreiber fertigt in erforderlichem Umfang Urkunden und Abrechnungen, wobei das Spital sich gelegentlich auch des Stadtschreibers bedient. Schließlich gibt es im Spital einen Kaplan, der neben den üblichen seelsorgerlichen Aufgaben insbesondere verpflichtet ist, die mit vielen Stiftungen verbundenen Jahrtagsmessen zu halten. Eine besondere Aufgabe bewältigte übrigens der Kaplan, der im Jahre 1379 Dienst tat. Es war Heinrich Immendinger, der ein umfangreiches Urbar über den Spitalbesitz anlegte, welches später von den Spital- und Stadtschreibern fortgeführt worden ist.

In einer zweiten Folge soll vom täglichen Leben der Insassen des Spitals berichtet werden. Ferner soll die wirtschaftliche Bedeutung des Spitals als Großgrundbesitzer und Lehensherr geschildert werden.

Nachstehend folgen schließlich einige Urkundenabschriften, die das oben beschriebene verdeutlichen mögen. Nämlich

- der Wortlaut des Eides, den die Spitalpfleger zu leisten hatten,
- ein Beispiel der von den Pflegern zu haltenden Jahresrechnung des Spitals,
- ein Beispiel für eine Weinspende.

Der Eid der Spitalpfleger

„Welche dann auch zue spitalpflegern genommen werden, die sollen schwören, ainem spital in seinen anligenden sachen, sodann ainem idem spitalmeister auf sein begeren beholfen und berathen sein, auch furechung thun, dormit ermelter spitalmeister rent, zins, gülden, so dem spital zuegehörig, ordentlich einziehe, und in ewigkeit (nicht) gestatten, ainiche des spitals güeter one des spitals nutz zu verkaufen oder zu verleihen in kainen weg one sondern bevelch ains ersamen raths. Sie, die pfleger, sollen auch kein pfründtner oder siechen in den spital one erlaubtnus aines rats auf und annemen. Sie, die pfleger, sollen auch fronvastiglich rechnung von ainem idem spitalmeister nemmen und dann die jar und grosse rechnung zue mitten Aprellen in beiwesen der verordneten von ainem ersamen rath laut hergeben. Sie sollen auch kain spittlsleib one ains raths bevelch verkaufen und sunst in gemain das best und weggest thun getrewlich und ungevarlich.“

Beispiel für eine Jahresrechnung des Spitals – Gelt Rechnung

Herrn Jacob Mayenbergs, Bürgermeister, Zacharias Egerlin, und Andreas Rieckers, allen dreyen des Gerichts und dißer Zeit geordnete Pfleger des H. Gaist Spittals zu Villingen, umb alles Einnemen und Ußgeben an Gelt, von Primo Mayo (1610), bis widerumb uff Mayen Anno 1610 (1611) inclusive. *Sebastianus Christian, Schreiber des Spittals*

Einnemen an Gelt	1609 1610	Gegen hier vorgemelten Einnemen folgt hernach daß Ußgeben an Gelt	
Item so setzen wir in Empfang, was wir bei nächster Jarrechnung schuldig verblieben	30		
Einnemen Gelt umb verkauft Laib von der Handt	8 1	Ußgeben Gelt den Armen in der nderen Stuben	8 17
Einnemen Gelt abgelistem Hauptguot	316 83	" an angelegtem Hauptguot	416
" umb verkauft Pfruondeten	1075 227	" Zinsgilt und Leibgeding	44 42
Einnemen Gelt Zins in der Stadt laut Zinsbuochs	415 78	" Fleisch, Unschlitt und Liechten	15 4
(Item eines E. Rats Zins uff Anno 1608 und 1606: 208 Pfd.)		" umb erkauft rinderhaftig Vich (150 Stück)	2688 1389
Einnemen Gelt Zins überhalb der Stadt Villingen	862 288	" an alten und leifigen Schulden	127 38
(Herrschaft Lupfen 1602 – 1609: 416 Pfd. Grafschaft Fürstenberg für 1608 und 1609 125 Pfd. Herrschaft Triberg von Freiburg i. Br. 56 Pfd. vom Spitalhof 8 Pfd. von Schellenberg 38 Pfd. von Bräunlingen 19 Pfd.)		" Verzehrt und Wein-kauff	98 18
Einnemen Gelt von Hewzehnden (85 Positionen)	75 47	" umb Wein	177 67
" an verbrieften und leufigen Schulden	455 390	" Botenlohn und Verehrung	1 2
" umb verk. Mülhkorn auß der oberen Mülhlin auß der nderen Mülhlin	3 2	" den Handwerksleithen	953 286
Einnemen Gelt umb verkauft Fricht	1609 1610	" den Tröscher in des Raths Scheur	51 47
Veesen	35	" in der Tenger Scheur	31 21
Rocken		" umb Issen	17 18
Gersten	5 13	" dem Frießen	23 9
Erbsen	11 3	" den Taglehner	130 34
Habern	251 241	" Weiber Taglohn	19 24
Einnemen Gelt umb verkauft Roß	640 260	" baiden Ehrnde Winter Sommer	85 62 24 31
Heut	322 172	" umb Salz (1608 u. 1609)	489 19
Schwein	24	" umb Holz zu machen und zu fletzen	124 169
Viech	2616 1291	" den Zinsleithen	5 4
Keß	9	" in Gmein	123 145
Einnemen Gelt hagenmieth	7 13	" umb den Zehenden	833
" umb verkauft Hausrath und Bethen	43 64	" dem Maister, Millern und Halten	398 500
" in Gmein	89 22		

So nun das Einnemen Gelt gegen das Ußgeben conferiert und abgezogen würt, so befindt sich, daß die Herren Pfleger bei dieser Rechnung schuldig verbleiben 210 Pfund.

Die Wiedergabe ist stark gekürzt; im Original bilden die Rechnungen Hefte von etwa 28 Seiten Umfang.

Frucht Rechnung

Herrn Conradt Wehners, Bürgermeister, Zacharias Egerlin und Andreas Rieckers, allen dreyen des Gerichts, und dißer Zeit geordnete Pfleger des H. Gaist Spittals zu Villingen, umb alles Einnemen und Ußgeben an Frichten von Primo Mayo 1610, bis widerumb uff Mayen Anno 1611 inclusive.

Einnemen Vesen im Sturtz	208 Mlt	Einnemen an Rocken	40 Mlt
" an jährlichen Zinsen (35 Positionen)	103 "	Ußgeben Rocken verbachen	19 "
" von des Spittals Baw	193 "	" " verseidt	5 "
" von dem Großen Zehenden	52 "	Einnemen Erbsen	25 "
Ußgeben Vesen zu weyssem verbachen	202 "	Ußgeben Erbsen in Kuchin	7 "
" zu schwarzem verbachen	197 "	" " verseidt	71 "
" verseidt uff des Spir. Baw	49 "	Einnemen an Gersten	52 "
" Widerzins	12 "	Ußgeben in Kuchin	12 "
Verbleibt uff dem Kasten: 95 Malter Ußgeben Mülhkorn und Kernen	15 "	" Gersten verbachen	32 "
Einnemen Kernen Vorzins	35 "	Einnemen an Habern	371 "
uß der nderen Mülhlin		Ußgeben zu Müoßmehl und Haberkernen	8 "
		" Habern dem Lausterer	58 "
		" Habern baiden Zügen	117 "
		" Habern den Fillin	8 "
		verbleibt uff dem Kasten: 180 Malter	

„Frucht“-Rechnungen sind wesentlich umfanglicher, das Beispiel konnte deshalb nur stark gekürzt wiedergegeben werden.

Eine Weinspende von 1509 für die Armen in der unteren Stube

„Frischhans Fryburger, sesshaft zu Villingen,“ vermacht dem „spital zu seiner gotzgaub und sinem milten almosen“ durch die Pfleger Adam Sutor, Altbürgermeister, Thomas Zorer und Cunrat Werner, alle drei des Rats, eine Weingült zu Oberhergen i. Br. von 12 Saun.

Sein Almosen soll folgenden „Fürgang“ nehmen:

Jeder Spitalmeister soll „ewiglich ainen jeden armen menschen, so ain raat in die nderen stuben umb Gottes willen ufumt, demglich der siecheupflüger das gantz jar nß, allweg on allein in der vasten, all mentag und samstag, onch uff unser herrn Fronleichnamstag, uff dry unser lieben frowen tag, namlich uff die lichtmess, ir himelfart und ir gepurt, onch uff aller hailgen und aller selen tag, uff die uffart Christi und all zwölfbotten tag jeden tag allein und besonder, ain halb maus wins geben. Demglich, ob froembd, arm kindtheitern oder ander cranck personen, frowen oder man, alther gon Villingen komen und von ainem raat oder des spittals pflegern etwas zitz umb gottes willen zu unterhalten uffgenommen wurden, zu wozelcher zitt das beschicht, sol ain yeder spitalmeister den selben froembden, so von ainem raat und den pflegern uffgenommen sind, den win uff all obbestimt tag mittailen in aller mauß, wie von den haimschen gelotet ist. Und ob der spital uff ain oder mer der hensempten tag sunst von ander stiftung waegen den armen win zu geben schuldig waere, so sol der spitalmeister dis min stiftung am anubent geben und ustallen uneverhindert. Fuogte sich aber, daz ain armer menschi, es sig frow oder man, haimsch oder froembd oder ir pfleger sich ainichwaeg ungepürlich halten wurden, so mögend die pfleger von warer schuld waegen dem selben, so sich ungebürlich gehalten hett, den win ainen tag oder mer, wie sy nach gestalt der handlung bedunget, versagen und absprachen und damit also gestrauft und (zu) gotzfordit und ordentlichem wassen pringen, so dick not wurt.“

Jeder Spitalmeister soll für die Begehung einer Jahrzeit zwischen Fasten und Palmtag für den Stifter, dessen Vorfahren und Nachkommen sorgen mit zwei Priestern, „also das der caplan im spital der ain und der caplan der armen sander siechen am vield der ander sig. Die sollen uff den tag des jarzits im spital ain vigile und zwo messen lesen; darumb sol ain spitalmeister dem caplan im spital fünfhalb schilling haller und dem caplan zu den sander siechen virthalb schilling haller und jedem der genampten caplan, auch yedem armen menschen, haimsch und froembd, das von ainem raat oder den pflegern uffgenommen ist, uff den tag des jarzits ain gants mauß win geben on alle widerred.“

Wenn der Stiftung nicht uschgekomen wird, „so dick das beschicht, ist der spitalmeister von des spittals waegen den armen siechen am vield zwifalt stiftung zu geben (schuld); und ob den sondersiechen den sollichs onch nit geben wurd; sladen von stund an solleld mir oder mineu erben, die mins namens und stammens sind, oder, ob mins names und stammes nit mer waere, den armen sander siechen am vield zu Villingen hundert gulden rinsch ab des spittals bruegel ze Villingen zu bezalen on all mittel verwallen sin, wie den der pennalbrief oder das revers mir deshalb zuogestelt ist. Geben uff s. Gallen anubent 1509.“



Diese Zeichnung von der Benediktinerkirche erhielten wir von unserem Mitglied Rudolf Heck aus seiner umfangreichen Sammlung Altvillinger Motive zur Veröffentlichung.

Die Restaurierung der Villingener „Benediktinerkirche“ St. Georg, der Sakristei und „Praelatur“ zum „Tausendjährigen“ 1999.

In Villingen hatten wir 1982 den Wiedereinzug ins Pfarrmünster nach mehrjähriger Außen- und Innenrenovation und im selben Jahr im Herbst die feierliche Eröffnung des EG-Bereiches des ehemaligen Franziskanerklosters samt Kirche zu kulturellen Zwecken. Stadtgemeinde und Pfarrei konnten mit einer gewissen Befriedigung auf eine gelungene Arbeit zurückblicken. Daß die evangelische Hauptkirche (seit 1853) ebenfalls die alte Johanniterkirche in jahrelanger Bemühung in besten Zustand versetzte, ist ein weiterer Punkt, gesetzt in einer Zeit, wo man auf rund 200 Jahre Abbau und Destruktion zurückblicken muß. Letzteres ist deshalb berechtigt zu sagen, weil durch Kaiser Josef II. der Befehl erlassen wurde, 1782 die beschaulichen Frauenklöster aufzulösen, was in erniedrigender Weise geschehen ist (Klarissen und Dominikanerinnen, s. Festschrift zum zweihundertjährigen Jubiläum des Ursulinenklosters Villingen, 1982).

Einige ausholende Anmerkungen zur Geschichte bis zu jenen erniedrigenden und tief schmerzlichen Ereignissen der Auflösung des Benediktinerklosters scheinen notwendig.

Es ist von grundlegender Bedeutung für die Frühgeschichte und Gründung von Villingen als Stadt, den (politischen) Willen des Gründers, Herzog Berthold, auch im Falle der Gründung des Klosters St. Georgen, am Werk zu sehen. Auch Herzog Berthold gehörte unerschütterlich zur kirchlich-georgianischen Partei im Investiturstreit gegen Kaiser Heinrich IV. Wenn wir sodann noch im Hochmittelalter Belege für die Anwesenheit des Klosters in der Stadt Villingen haben (s. H. 1, Bened. Abtei St. Georg, 1995), so gewinnt das jetzige Unternehmen der Restaurierung der baulichen und künstlerischen Reste dieser Abtei in der Stadt Villingen eine auch zeitlich tiefe Beziehung.

Die Vertreibung von 1536 aus St. Georgen durch Beamte des Herzogs Ulrich von Württemberg ist dann jener Vorgang, der zum Gesamtsitz eines Benediktinerklosters innerhalb der Mauern einer Stadt führte (zum Wesen von Benediktinergründungen gehört es nach dem Willen des Ordensstifters St. Benedikt, in Einöde und Einsamkeit ihre Stätte der Anbetung, Betrachtung und Arbeit zu siedeln).

Das Villingener Stadtarchiv bewahrt vier königliche Belege für Privilegien des Klosters, welche sich alle auf das Privileg König Ferdinands, des Landesherrn Vorderösterreichs, beziehen, das dieser 1538 ausgestellt hat. Außer dem Schutz „in meiner Stadt Villingen“ wird u. a. Befreiung von Renten, Zinsen und Gülten (Grundsteuer und Naturalabgabe) gewährt.

Nach den Gefahren des 30jährigen Krieges, wo das Kloster in der Stadt Villingen Schutz fand, aber große Verluste an Einnahmen erlitt, konnte 1666 der erste große Konventbau mit Kapitelsaal und Bibliothek erstellt werden. 1688 folgt der Beginn des Kirchenbaus.

Der allgemeine Aufschwung nach Beendigung des Spanischen Erbfolgekrieges (und der Belagerung Villingens Juli 1704) hatte in diesem Kloster mit seinem hochstehenden Gymnasium und hochschulartigen Einrichtungen, etwa auch Medizin, einen mächtigen Anteil. Eine Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten sind daraus hervorgegangen. Doch „die gewaltsame Evakation“ (Aufhebung, wörtlich: Herausschweifung), wie Konventsmitglied und Professor des Gymnasiums, P. Coelestin Spegele am 6. August 1806 schrieb, war nicht aufzuhalten, wie plötzlich diese über Kloster, Konvent und Abt Anselm Schababerle hereinbrach: „gewaltsame Evakation durch Württemberg“. Mehrere Schreiben von Prior Nikolaus Schneider

an die Wttbg. Steuereinnahmer, u. a. über die Erlaubnis des Brotbackens und die Verpflegung der Konventualen. Das Stadtarchiv verwahrt u. a. diese Schreiben vom 8. Juni bis 5. August unter Lit. BB 75–77.

Am 7. März 1812 sind dann die Vorgänge über Wegführung von Uhr, Glocken und (Silbermann) Orgel aus der Kirche aufgezeichnet. Abt und Konvent mit 24 Patres-Professores konnten es 1806 noch dazu bringen, das Gymnasium ein Jahr zu erhalten. Berühmt war die Sammlung etwa für den Unterricht in Physik und Astronomie, wo einst Gelehrte wie Thadäus Rinderle tätig waren, der von dort aus an die Universität Freiburg berufen wurde, um das Fach Mathematik zu lehren. Aber es kam nicht so wie später in Überlingen, wo P. Prof. Franz Sales Wocheler, der (Mitglied des Auflösungskonvents) Stadtpfarrer von Überlingen und Gründer des dortigen Gymnasiums wurde. Wie hätte man also nicht Hoffnung auf den Bestand dieses Gymnasiums setzen können, zumal das Gedankengut der Aufklärung von Kaiser Josef II. die Bildung förderte.

Nur so ist es gerade im Königreich Württemberg und Großherzogtum Baden zu begreifen, was in diesem Jahrhundert z. B. auch in Villingen vor sich ging.

Im Kloster selbst wurde ein Lazarett – auch mit russischen Kriegsgefangenen – eingerichtet. Das gefürchtete Fieber kostete die nächsten 14 Jahre auch 243 Einwohner, auch Frauen und Kinder wie betont wird, das Leben.

In der Folge der Chronologie stoßen wir dann auf ein Dokument, das am 2. Mai 1823 datiert ist und von Domänenverwalter Willmann unterzeichnet ist. Dankenswerterweise gibt die Ortschronik von Bad Dürkheim von 1969, bes. S. 184–204 Aufschluß über die Entdeckung und Entwicklung der Saline Dürkheim. Dort wird hervorgehoben, daß von den verschiedenen Salzlagerstätten der Saline nur Dürkheim und Villingen eine eigenständige Auslieferung betreiben.

Diese Salzlagerung in der Kirche – glaubte man bisher nach Daten an den Wänden der Kirche – habe 1828 begonnen. Nachdem aber Salinenver-

walter Willmann im Mai 1923 bereits eine „Schätzung“ des Kircheninventars vorgenommen hat, muß man zwingend annehmen, daß die Absichten aus Karlsruhe seit 1823 bestehen, die Kirche zum Salzlager zu machen. Im Übrigen scheiterte der Abbruch des Hochaltars um an seiner Stelle eine Wageneinfahrt zu machen an der Massivität desselben. Auch daraus ergibt sich der Gesichtspunkt der sorgfältigen Restaurierung desselben und des großen Wandgemäldes, das 1928 und 1963 leider sehr schlecht übermalt wurde. Prof. Franz Xaver Kraus sagt von diesem Freskobild des Villingener Barockmalers Josef Anton Schilling, er habe dieses „schöne“ Freskobild 1732 gemalt.

Die Schätzungsliste von Willmann, beurkundet durch einen Maler, Schlosser- und Schreinermeister aus Villingen stellen ein äußerst wertvolles Zeitdokument dar: Der Hochaltar samt Freskobild „hat keinen Wert“ (gerade dieser Altar samt Tabernakel blieb erhalten).

Die Willmann'sche Liste ist für die jetzt laufende Renovation in etlichen Punkten von Bedeutung. Beichtstühle, Gestühle und Kästen, die aufgeführt sind, lassen sich anhand des vorhandenen Materials besser sondieren, so z. B. der Hinweis auf sechs gute Beichtstühle, von denen vier erhalten sind. Mit diesem Hinweis erklärt sich der Standort der Beichtstühle an den sechs Nischen der Seitenjochwände. Auch in der Frage der Altäre kommt man ein Stück weiter, indem ein Bericht von Ferdinand Förderer von 1889 über drei Stuck- und einen Grottenaltar ergänzt wird. So ist ganz besonders die Frage nach den vier „Heiligen Leibern“ und deren Silbergehäusen zu stellen, deren Silber vermutlich von den königlich württembergischen Beamten mitgenommen wurde. Wie es sich z. B. mit den Schupp'schen Seitenaltären aus der Erstausrüstung und deren Heiligen Leibern verhält, die in bestem Zustand in der Kirche in Friedenweiler erhalten sind, muß weiter untersucht werden.

Eine recht heikle Frage dieses Komplexes stellt das Problem dar, auf welche Weise Kunst- u. a. Gegenstände des Benediktinerklosters in städtischen Besitz gekommen sind und bei Gründung der

Benediktinerkloster / Kirche
Schätzung vom 2. Mai 1823

1. Hochaltar von Gips, Fresco „Kreuzigung Christi“ vorzüglich dargestellt. Altar kann nicht abgebrochen werden, hat keinen Wert
2. Tabernakel
3. 2 spanische Wände rechts und links
4. 2 Gipsfiguren, verdorben
5. 2 Chorstühle Tannenholz mit eingelegten Rückwänden von hartem Holz
6. Der Beistuhl des Prälaten nebst Uhrgestell ohne Uhr
7. 1 Kasten von Tannenholz
8. Das abgebrochene eiserne Tor im Chor, welches bereits abgebrochen ca. 60 Ztr.
9. Das nun abgebrochene weitere eiserne Tor vor dem Portal, hat ein Gewicht von 20 Ztr.
10. 8 mit Ölfarb angestrichene gute Beichtstühl
- 10 ½ Die schön bearbeitete, mit Figuren gezierte Kanzel
9. Ein aus Gips gemachter Altar mit einem Gemälde, die Mutter Gottes darstellend Altar samt Stein das Gemälde
10. ditto ebenfalls von Gipsmarmor mit dem hl. Josef das Gemälde
11. ein tannener Beichtstuhl
12. Altar von Tannenholz, der Benedictaltar genannt mit einem hl. Leib, der leere Altar mit Steinplatten das Gemälde
(nota: Decan Ketterer hat eine vom bischöfl. Vicariat in Konstanz erhaltene Weisung produziert, sonach derselbe den hl. Leib in Verwahrung zu nehmen angewiesen ist).
13. 1 Altar von Tannenholz mit dem Bildnis des hl. Johannes das Gemälde
(ebenfalls ein hl. Leib v. Decan Ketterer in Verwahrung zu nehmen).
14. Ein weiterer Altar von Holz mit einem Gemälde, die Enthauptung Joh. d. T. darstellend Gemälde
15. Ein Altar von Gipsmarmor, der St. Laurenzaltar benannt Gemälde
16. Ein eisernes Gitter um den nun völlig ruinierten Ölberg c. 1 ½ Ztr.
17. Ein Altar mit einem Cruzifix der Mutter Gottes und 12 Stationen
18. 2 Paar Kirchenstuhl von Tannenholz mit Vor- und Rückwand
19. 2 Paar ditto, im oberen Chor
20. 36 Stück Kirchenstuhl von Tannenholz mit eichenen Docken
21. 6 Stück Baluster als Einfassung
22. Ein tannener Beichtstuhl in der Sakristei
23. 28 Kästen

Summa der Abschätzung 1137 fl. 30 kr. Richtige Aufnahme und Abschätzung beurkunden Kaspar Flaig, Maler, Georg Anton Beer, Schlossermeister, Baptist Ummerhofer, Schreinermeister, Willmann, Domänenverwalter.

Villinger „Altertümersammlung“ 1870 dorthin kamen. Auffällig, daß die Gemälde der Äbte, die zur Klosterzeit in den Konventsgebäuden hingen, alle im städtischen und nicht pfarrlichen Besitz sind. Das bedeutendste davon, das große Gemälde des Abts Hieronymus Schue, aus Villingen stammend und 1756 verstorben, gibt mit dem dort sorgfältig gemalten Abtsstab einen weiteren Hinweis dafür, welch wertvolles Kunstgut – hier aus hiesigen Goldschmiedewerkstätten – nach Stuttgart gewandert ist.

Mit den Aufhebungslisten 1806/07 und 1823 haben wir einige Handhaben für die Behandlung der Reste, wie sie uns bei Beginn der Arbeiten Ende 1983 in der Kirche entgegentraten.

Wie lange die „Salzzeit“ in der Kirche gedauert wissen wir bis jetzt nicht. Es ist bekannt, daß in Kirche und Kloster die beiden „Schwarzwälder Industrieausstellungen“ 1856 und 1876 stattgefunden haben. Die Verzeichnisse der Aussteller, die gedruckt vorliegen, sagen sehr genau über Aussteller und Standorte Bescheid, so daß wir z. B. wissen, wo auf der Galerie ein Gütenbacher Uhrmacher seine Produkte gezeigt hat.

Erläuterungen zur Schätzungsliste vom 2. Mai 1823

fl. = Gulden, auch selten „florin“ genannt.

kr. = Kreuzer.

Altar von Gips. Gips wird hier der künstlerisch und in der Herstellung hochwertige mehrfarbige Stück genannt.

Unter Nr. 4 sind Figuren von solchem „Gips“ genannt, von denen in der Schüttung ein Kopf und ein Vorfuß gefunden wurde.

Nr. 6: Der „Betstuhl“ des Prälaten befindet sich in der Klosterkirche am Bickentor, das Uhrgestell ist vor wenigen Jahren von dort in die Benediktinerkirche zurückgekehrt.

Nr. 8 und 9: die beiden genannten „Tore“ sind bzw. waren Eisengitter (die Gitter der Seitenjoche sind nicht erwähnt, offenbar schon nach 1806 entfernt).

Nr. 10: von den acht genannten Beichtstühlen von Martin Hermann, Villingen, sind noch vier erhalten.

Die sich wiederholende Nr. 9 und 10 berichten von Altären in Gipsmarmor (zerschlagene Teile davon haben wir 1994 und Anfang 1995 im Schutt unter dem Holzboden geborgen).

Die unter Nr. 12 und 13 genannten Altäre kamen damals nach Dürrhein in die dortige Pfarrkirche. Diese Altäre konnten beim Umbau der Dürheimer Kirche 1971 wieder erworben und in die Benediktinerkirche verbracht werden.

Nr. 20 und 21: Die 36 Kirchenstuhl und die 6 Baluster sind erhalten, die reich geschnitzten Docken sind in kraftvollem Frühbarock geschnitzt.

Nr. 23: Von den 28 „Kästen“ sind noch fünf Volutenschränke erhalten (von den zwölf der Sakristei).



Abbau des Chorgestühls – wertvolles Intarsien-Gestühl, um 1735 vom berühmten Villingener Kunstschreiner Martin Hermann – August 1995.

1903 ging dann die Kirche in die Nutzung der Münsterpfarrei über. 1924 konnte die Pfarrei die Kirche durch Tausch mit der Stadt, indem dieselbe das alte Pfarrhaus als Rathaus erhielt, in ihr Eigentum erhalten.

Wir wissen es nicht, vermuten aber, daß die bekannte Villingener Malerwerkstatt Albert Säger die Kirche 1903 nach altem Vorbild neu gefaßt hat. Farbpostkarten dieser Fassung sind noch vorhanden. 1963/64 hat dann eine Abbürstung dieser Fassung mit Drahtbürsten stattgefunden und eine Überstreichung mit einer Sandschlemme unter Verzicht auf den alten Dekor.

Von diesem Dekor wissen wir, daß er die ganze Kirche von den Pilastern bis zu den Basen erfaßte und in vertieften Spiegeln an allen Gurtbögen gemalt war von Joh. Michael Schmadel, 1758/60, aus Vorarlberg.

Nachdem zur Überraschung aller der originale,

diagonal verlegte Sandsteinfußboden samt Erhöhungen der Seitenschiffe und auch die profilierten Eichenschwellen des Gestühls unter dem Holzfußboden ans Tageslicht kamen, ist der Weg freigelegt zu einer Neugestaltung. Mit dieser sieht man sich in der Lage sowie mit finanzieller Unterstützung des Landes und der Erzdiözese, einen Teil der Sünden des 19. Jahrhunderts wiedergutzumachen.

Bei einer vorläufigen, versuchten Übersicht bezüglich der jetzigen Aufgaben der Restaurierung sind besonders solche einer zukünftigen Nutzung mit einzubeziehen. Hier hilft uns z. B. der Denkmalpfleger nicht und es gehört auch nicht zu seinen Aufgaben. Denkt man ans jetzige und zukünftige positive Tun der Einwohner- und Pfarrgemeinde, so darf man jene Männer, Pfarrer Oberle und Chorregent Fidel Dürr, Vater des Kunstmalers Dürr, nicht vergessen, die noch wert-



Restaurator Julian Kaminski bei der Restaurierung des 6,2 m hohen Barockgemäldes der Villingener Maler Georg Samuel und Joh. Seb. Schilling, Vater und Sohn, von 1736 (Sommer 1994).

volle Kunstgegenstände gerettet haben. Dies geschah gerade in den Jahren, wo man ab 1827 ungefähr die Grabsteine aus der Altstadtkirche, der Mutterkirche Villingens, dem Münster und der Franziskanerkirche herausriß, um sie u. a. als Übergangsteine über die Stadtbäche zu verwenden. 1829 dann kam es laut dem Bericht von Pfarrer Oberle zu Versteigerungen von Kirchengut, wo Oberle den bekannt gewordenen Satz schrieb: „der Hebräer Dettelbacher aus Freiburg hat eine gotische Monstranz für 7 Gulden wohlfeil ersteigert“. Es war genau auch die Zeit, als die großherzogliche Regierung mit großem Nachdruck und Androhung militärischer Mittel den Villingern zumutete, den Johanniterkirchturm abzutragen und in Turm und Kirche ein Gefängnis einzubauen, wogegen sich die Villingener vehement zur Wehr gesetzt haben. In jenen Jahren sind auch Franziskaneraltäre verkauft worden und es wurden im Chor der Franziskanerkirche Zimmer eingebaut. Vom Benediktinerkloster ist berichtet, daß Fenster und Türen herausgerissen wurden und die Anlage völlig verwahrlost war. Da kommt das 20. Jahrhundert dann doch etwas besser weg obwohl, die Beseitigung der Wandfassung in der Kirche vor rund 32 Jahren uns schwer zu schaffen macht. Die Reste lassen jedoch eine Restaurierung zu.



Abt Hieronymus Schue, gemalt von Joh. Seb. Schilling ca. 1750. Der („verlorene“) Abtsstab, wertvolle Villingener Arbeit, ist gut erkennbar.

Abschließend kann und muß noch gesagt werden: der viel gehörte Satz, die Konjunktur nach dem Krieg habe in Deutschland mehr zerstört als die Bomben des Krieges, so gilt das Gott sei Dank in Villingen nur im kleinsten Maße. Im Bereich Benediktiner war es die Gefahr des Abrisses der Zehntscheuer und die Aushöhlung der Prälatur. Auch die Übernutzung der ehemaligen Konventsgebäude und der Bau der Turnhalle haben das ihre getan, um das äußere Umfeld zu dezimieren, war doch die Klosteranlage mit Mauern und Gärten eine sehr harmonische, wie die historischen Darstellungen zeigen.

Lernen in historischer Umgebung

Die restaurierten Schulräume der St. Ursula-Schulen

Klaus Nagel

Als 1993 im Rahmen des Umbaus der St. Ursula-Schulen die Arbeiten vergeben wurden, ahnte noch niemand, welche Kostbarkeiten sich im Gebäude Bickenstraße 23 verbergen würden.

Dort befanden sich bis 1984 die Waschräume des ehemaligen Mädcheninternats des Lehrinstituts St. Ursula, einige Klassenzimmer und ein Werkraum für die Jungen, die seit 1986 das Progymnasium und die Realschule St. Ursula besuchen. Nachdem die Putzdecken teilweise entfernt wurden, kamen im Erdgeschoß und im ersten und zweiten Obergeschoß Deckenmalereien ans Tageslicht.

Dr. Jakobs vom Landesdenkmalamt in Freiburg wurde am 1.9.1993 hinzugezogen; dieser stufte die Entdeckungen als „Kulturdenkmal“ ein, so daß die denkmalbedingten Arbeiten oder Teile zu einem Drittel vom Land Baden-Württemberg übernommen wurden. Zwei Drittel der Kosten trugen das Kloster St. Ursula und die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg als Träger der St. Ursula-Schulen.

Als Restaurierungsfachmann konnte Peter Rau aus Staig/Ulm gewonnen werden, der mit vier Restaurateuren in über 1200 Arbeitsstunden die Restaurierungsmaßnahmen an den drei gefälzten Holzdecken durchführte.

Die Putzplattendecken, Lattenreste und Kalkschichten mußten ganz entfernt werden, die Oberflächen der Holzbalkendecken gereinigt, die gereinigten Oberflächen fixiert, Fehlstellen gekittet, Malereien ergänzt bzw. retuschiert werden.

Die Holzbalkendecke im Erdgeschoß, in dem sich heute der Werkraum der St. Ursula-Schulen befindet, besteht aus Nadelholz. Balken und Deckenbretter sind in einem hellen Ockerton gefälzt, darauf in schwarz/grauer Tönung schmucke Ornamente gemalt.

Eine Besonderheit dieser Balkendecke ist das Zeichen eines Fünfecks, wie es auch im hölzernen Gefängnis des Oberen-Tor-Turms zu finden ist. Das fünfzackige magische Zeichen muß als Reinheits- bzw. als „Bannungssymbol gegenüber bösen Mächten oder als Chiffre für einen zu beschwö-

Deckenmalerei, Bickenstraße 23, II. OG: Holzdecke, Zustand nach der Restaurierung der Bemalung. Das dunkle Farbband kennzeichnet den Ort der ehemaligen Holzzwischenwand, die Wohn- und Schlafzimmer trennte.



renden glücklichen Ausgang gedeutet werden ¹⁾. Die Holzbohlendecke aus Nadelholz im ersten Obergeschoß war ursprünglich natursichtig und mit einem ölhaltigen Überzug versehen.

Der Raum im zweiten Obergeschoß bestand einst aus zwei Räumen, die durch eine Holzbohlenzwischenwand getrennt waren, was sich an einem dunklen Farbband an der Decke erkennen läßt, das von den Restaurateuren sichtbar belassen wurde.

Der Grundton der dortigen Deckenmalerei war ehemals weiß getönt, die Motive (Ornamente, Ranken, Arabesken, Blumen, Traubenbund und Herz) sind mit Erdfarben aufgemalt.

Nach bisherigen Kenntnissen könnten die Holzdecken aus dem 17. Jahrhundert stammen, die Farbfassung der Holzdecken aus dem 18. Jahrhundert. Eine Altersbestimmung könnte über eine dendrochronologische Untersuchung erfolgen, falls über Archivquellen keine Datierung möglich ist. Vermutlich ist es einem Gesetz der Kaiserin Maria Theresia (1740 – 1780) zu verdanken, daß die Deckenmalereien in St. Ursula so gut erhalten sind. Aus Brandschutzgründen erließ die habsburgische Verwaltung eine Vorschrift, sämtliche Holzdecken in den Zimmern zu entfernen. Daß mancher Eigentümer die Kosten scheute und nach einem Ausweg suchte, ist verständlich. Man verfiel darauf, unter die Holzdecke eine neue massive

Verschalung zu ziehen und zu verputzen, und dem Gesetz war Genüge getan.

Neben den Deckenmalereien wurden weitere Besonderheiten im Gebäude Bickenstraße 23 freigelegt; im ersten und zweiten Obergeschoß tauchten unter dem Putz Wandnischen aus profilierten Sandsteingewänden auf, von denen eine die Form eines „burgundischen Eselsrückens“ aufweist.

Vermutlich dienten die Vertiefungen einst als Gebetsnischen, in denen Heiligenfiguren standen; heute zieren die Nischen Plastiken des Kölner Künstlers Eginio Weinert ²⁾.

Am 9. 11. 1994 wurde mit Dr. Jakobs vom Landesdenkmalamt in Freiburg, Herrn Mey von der Unteren Denkmalbehörde und Frau Nagel vom Planungsamt der Stadt Villingen-Schwenningen die durchgeführte Restauration besichtigt und die Ausführung von der Superiorin von St. Ursula, Sr. Eva-Maria Lapp, und dem Schulleiter der St. Ursula-Schulen, Dr. Josef Oswald, abgenommen. Seit Beginn des Jahres 1995 stehen die restaurierten Räume den Schülern der St. Ursula-Schulen zur Verfügung.

Literaturangaben:

¹⁾ Werner Hugen, Zur Geschichte der Villingen Mauer- und Tortürme, in: Geschichts- und Heimatverein Villingen, Jahresheft XIX, 1994/95, S. 45

²⁾ Peter Rau, Bericht über Restaurierungsmaßnahmen an 3 gefälsten Holzdecken vom 4. 10. 1994, Bauunterlagen im Kloster St. Ursula



◀◀
Deckenmalerei, Bickenstraße 23, II. OG: Im Bereich des Herzmotivs, das mit Rosenranken umgeben ist, lag vermutlich das Schlafzimmer des ehemaligen Wohnhauses.

◀
Bickenstraße 23, II. OG: Wandnische mit profilierten Gewänden aus Sandstein. Vermutlich diente sie einst als Gebetsnische.

Die Sparkasse VS

Standort hier – seit 141 Jahren

Peter Hillesheim

Ein langer Gründungsweg

Die ersten Anregungen zur Gründung einer öffentlichen Sparkasse in Villingen gehen bis in das Jahr 1827 zurück. Nachdem im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts in vielen Städten und Gemeinden des damaligen Großherzogtums Baden öffentliche Sparkassen errichtet wurden und sich ihre Tätigkeit als nützlich und erfolgreich erwiesen hatte, setzte sich das Großherzogliche Ministerium des Innern selbst nachhaltig für weitere Sparkassengründungen ein. Aufgrund des ministeriellen Erlasses Nr. 7379 vom 20. Juli 1827 richtete das Großherzogliche Bezirksamt Villingen an Bürgerschaft und Stadtrat ein Schreiben, in dem die beiden Gremien aufgefordert wurden, zu prüfen, ob nicht die Errichtung einer Sparkasse in der Stadt Villingen zweckmäßig sei. Bürgerschaft und Stadtrat stimmten im August 1827 der Gründung einer Sparkasse uneingeschränkt zu und überreichten dem Bezirksamt einen Statutenentwurf. Jetzt aber setzte ein heißer Kampf um die Ausgestaltung dieser Statuten und seiner einzelnen Paragraphen ein. 27 Jahre sollten vergehen bis der Anregung die Tat folgen konnte.

Nachdem die ersten Versuche einer Einigung über die Statuten gescheitert waren, ruhte das Projekt zunächst bis zum Erlaß der Gemeindeordnung im Jahre 1832. Am 10. 12. 1832 forderte das Großherzogliche Bezirksamt Villingen – aufgrund eines Beschlusses der Regierung des Seekreises in Konstanz – Stadtrat und Bürgerschaft erneut auf, einen Statutenentwurf einzureichen. Auch dieser, von Gemeinderat Ummenhofer verfaßte Entwurf, wurde abgelehnt, weil er eine Anlage der Spargelder bei der „Elendjahrzeitpflege“ vorsah. Die Elendjahrzeitpflege war eine Stiftung aus dem 13. Jahrhundert, die aus den hinterlassenen Vermögen von Verstorbenen ohne

Erben gespeist wurde und die Aufgabe hatte, menschliches Elend zu lindern und in der Not Hilfe zu leisten.

Im Jahr 1840 befaßte sich der Gemeinderat auch einmal mit der Gründung eines Leihhauses. Die Regierung des Seekreises in Konstanz gab jedoch unmißverständlich zu erkennen, daß sie die Gründung eines Leihhauses in Villingen nicht genehmigen werde.

Im November 1848 faßte dann der große Bürgerschaftsausschuß der Stadt einen Beschluß, wonach eine Spar- und Leihkasse unter Garantie der Stadt Villingen zu gründen sei. Obwohl die Stadt wünschte, daß die Kasse am 1. Januar 1849 eröffnet werde, wurde die Genehmigung so schnell nicht erteilt. Es vergingen nochmals fünf Jahre, bis man sich über die einzelnen Satzungsbestimmungen geeinigt hatte.

Mit Verfügung Nr. 19662 vom 24. September 1853 wurde von der Großherzoglich Badischen Regierung des Seekreises Konstanz der Errichtung einer Spar-, Waisen- und Leihkasse für den Amtsbezirk Villingen zugestimmt. Wenn auch die formelle Genehmigung durch das Ministerium des Innern erst am 2. Juni 1854 erteilt wurde, so stand nun der vorgesehenen Eröffnung der Sparkasse zum 1. Februar 1854 nichts mehr im Wege.

Der Gemeinderat und der Bürgerschaftsausschuß wählten Karl Wittum, Rechtsanwalt (als Vorsitzender), Joh. Nep. Schöneker, Fabrikant, Christoph Salzer, Apotheker, Franz Jos. Dold, Gemeinderat, Jakob Zech, Spitalverwalter und J. B. Dold, Gastwirt „zur Blume“ in den Verwaltungsrat der Sparkasse. Zum ersten Kassier und Verwalter der Sparkasse wurde auf seine Bewerbung hin der Handelsmann Karl Zapf bestellt und vom Bezirksamt verpflichtet. Obgleich die Zahl der Einleger von Jahr zu Jahr anstieg, schlossen die ersten Geschäftsjahre mit



Rechtsanwalt Karl Wittum
Verwaltungsratsvorsitzender
1854 – 1857



Kassier Karl Zapf
1854 – 1869



Kassier Paul Dold
1869 – 1887



Sparkassen-Dir. Albert Glunz
1909 – 1929

Verlust ab, was nicht zuletzt darauf zurückzuführen war, daß die Tätigkeit des Kassiers Zapf nebenamtlich in seinem Anwesen in der Rietstraße 24 ausgeübt werden mußte und er in der verzinslichen Anlage der eingehenden Gelder starken Beschränkungen unterworfen war. Der Gemeinderat wünschte deshalb im Jahr 1858 die Einbeziehung aller Gemeinden des Amtsbezirks in das Haftungsverhältnis zur Sparkasse. Das Bezirksamt forderte daher alle 29 Gemeinden des Bezirks auf, sich an der Garantie für die Sparkasse zu beteiligen. Es erklärten sich auf diese Aufforderung hin allerdings nur die Gemeinden Dauchingen und Schönenbach bereit, der Haftung für die Sparkasse beizutreten. Die Bemühungen um eine Garantierweiterung schlugen damit fehl.

Im Jahr 1964 – also mehr als 100 Jahre später – traten die Gemeinden des Geschäftsbezirks dann doch in das Haftungsverhältnis zur Sparkasse ein. Trotz des Fehlschlags im Jahr 1858 beschloß der Gemeinderat noch im gleichen Jahr, die Ausleihfähigkeit der Sparkasse vom bisherigen Stadtbezirk auf den gesamten Amtsbezirk auszudehnen. Dieser Beschluß hatte, obwohl gleichzeitig der Einlagenzinssatz um $\frac{1}{2}$ Prozent erhöht wurde, eine günstige Auswirkung auf die Rentabilität der Sparkasse. Im Jahr 1859 wurde bereits ein Überschuß erzielt.

Am 5. Juli 1869 übernahm der Kaufmann Paul Dold die Tätigkeit des Sparkassenverwalters, womit gleichzeitig eine örtliche Verlagerung der

Sparkasse von der Rietstraße in die Bickenstraße verbunden war. Obwohl gerade in die Amtszeit des Kassiers Dold eine erhebliche Steigerung der Einlagen und Umsätze fiel, wurde das Amt auch von ihm nur nebenamtlich versehen. In seinem Hause richtete er jedoch ein besonderes Büro für die Sparkassengeschäfte ein.

Die Gründung des „Vorschuß-Verein Villingen“, der heutigen Villingener Volksbank, im Jahr 1867 wirkte anregend auf die Geschäftstätigkeit der Sparkasse. Mit Rücksicht darauf, daß der Vorschuß-Verein die Sparguthaben besser verzinstete, wurde eine Erhöhung des Zinssatzes von $3\frac{1}{2}$ auf 4 Prozent genehmigt. Daß das Verhältnis zur neuen „Konkurrenz“ ein recht gutes war, zeigt die Tatsache, daß dem Vorschuß-Verein im Jahr 1872 auf seinen Antrag hin von der Sparkasse ein Kredit in Höhe von 10.000 Gulden zu 4 % eingeräumt wurde, um ihn in die Lage zu versetzen, die Kreditwünsche seiner Genossenschaftsmitglieder zu befriedigen.

Die Reichsgründung 1871 hatte günstige Auswirkungen auf die gesamte wirtschaftliche Entwicklung. Hinzu kam die fortschreitende Industrialisierung. Auch die Sparkasse profitierte davon. Die Einlagen stiegen sprunghaft an. Um für diese Gelder neben der Ausleihung in Darlehen eine weitere Anlagemöglichkeit zu schaffen, wurde der Ankauf von festverzinslichen Staatsanleihen und damit erstmals der Erwerb von Wertpapieren für eigene Rechnung gestattet.

Zum 31. Dezember 1874 wurde die Umrechnung der Einlagen und sonstiger Aktiv- und Passivposten von Gulden auf Reichsmark vorgenommen und die Sparkassenrechnung ab 1. Januar 1875 in Mark eingeführt. Am 2. Dezember 1878 nahm die Sparkasse die Geschäftsverbindung mit der Reichsbankstelle Karlsruhe auf. So konnte sie durch Ziehung von Wechseln bis zum Höchstbetrag von 100.000 Mark Gelder für den erweiterten Geschäftsumfang aufnehmen.

Im Jahr 1880 wurde in Baden das erste Sparkassengesetz erlassen. Mit der Genehmigung der darauf angepaßten Satzung vom Oktober 1880 wurde der Name der Sparkasse in „Spar- und Waisenkasse“ abgeändert. Ab dem Jahr 1923 führte die Sparkasse dann die Bezeichnung „Städtische Sparkasse“.

Nach den gesetzlichen Bestimmungen haben die Sparkassen die Pflicht, ihre jährlichen Überschüsse bis zu einem bestimmten Prozentsatz der Einlagen einer Sicherheitsrücklage zuzuführen. Erst danach können Überschüsse an die bürgenden Gemeinden für öffentliche, gemeinnützige Zwecke ausgeschüttet werden. Bereits ab dem Jahr 1870 hat die Sparkasse Villingen alljährlich Teile ihres Jahresgewinns an die Stadt Villingen abgeführt, mit Unterbrechung von 1919 bis 1936 durch den ersten Weltkrieg und die Inflation. Nachdem in den Jahren bis 1938 wieder Gewinne ausgeschüt-

tet werden konnten, ergab sich durch den zweiten Weltkrieg erneut eine Unterbrechung. Insgesamt erhielt die Stadt bis dahin Überschüsse in Höhe von 1.853.000 Mark für Schulzwecke, Straßenbau und Kanalisation. So sind zum Beispiel für den Bau des Gymnasiums am Romäusring nahezu 1 Million Mark aus Sparkassenüberschüssen verwendet worden. Weitere Ausschüttungen erhielten die Gewährträger in den Jahren 1967 bis 1969 in Höhe von über 550.000 DM.

Im Jahr 1883 erwarb die Sparkasse aus einer Zwangsversteigerung als erstes eigenes Geschäftsgebäude das „Gasthaus zur Sonne“ (heutige Stadthauptkasse) in der Oberen Straße zum Preis von 28.000 Mark. In einem der oberen Stockwerke wurde eine Haushaltungs- und Landwirtschaftliche Winterschule untergebracht. Im Jahr 1916 verkaufte die Sparkasse das Anwesen an die Stadt, nachdem während der Amtszeit von Direktor Albert Glunz, der im Jahr 1909 die Leitung der Sparkasse übernommen hatte, ein neues Sparkasengebäude in der Mönchweilerstraße erstellt worden war. Vor Albert Glunz hatten als Nachfolger des Kassiers Dold zwischenzeitlich die Geschäftsleiter Bärtil, Stern und Rabenstein die Geschäfte jeweils 3 bis 5 Jahre geführt.

Am 11. Juli 1894 wurde in Karlsruhe der „Verband badischer Gemeindesparkassen“ gegründet. Auch die Sparkasse Villingen zählte zu den Gründungs-



Obere Straße mit Sparkasengebäude im Jahre 1910.

sparkassen. Bürgermeister Osiander wurde am 11. Juli 1894 in den einstweiligen Vorstand des Verbandes gewählt und am 10. Juni 1895 für weitere drei Jahre in diesem Amt bestätigt. Aus diesem Verband ist später der „Badische Sparkassen- und Giroverband“ mit Sitz in Mannheim hervorgegangen.

Die Zeit nach dem ersten Weltkrieg

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges und die einsetzende Geldentwertung hatten ihre Auswirkungen auch auf den Sparkassenbereich. Die zur Finanzierung des Krieges aufgelegten Kriegsanleihen mußten auch von den Sparkassen übernommen und an ihre Kunden abgesetzt werden. Gleichzeitig wurde ihnen gestattet, die verkauften Schuldverschreibungen für ihre Kunden in Verwahrung zu nehmen. Der Kreis der Wertpapiere, die die Sparkassen in Verwahrung und Verwaltung nehmen durften, wurde später auf Wertpapiere aller Art erweitert. Damit war das eigentliche Depotgeschäft, das bis dahin nur Banken betrieben, als ordentlicher Geschäftszweig der Sparkassen eingeführt. Die als Folge des Krieges aufgetretene Inflation erreichte im Jahr 1923 ihren Höhepunkt. Außer der Reichsdruckerei arbeiteten noch 135 andere Druckereien Tag und Nacht für die Reichsbank. Waschkorbweise wurden die frisch gedruckten Geldscheine in Möbelwagen verladen, die sie zur Reichsbank und zu den Geschäftsbanken brachten. Das Inflationsfieber stieg immer höher; für die Papiermark war kaum noch etwas zu bekommen. Der Dollarkurs stieg z. B. von 18.000 Mark im Januar 1923 auf 4,2 Billionen Mark im November 1923. Die Bilanzsumme der Städtischen Sparkasse Villingen zum 31. Dez. 1923 – als weiteres Beispiel – umfaßte eine 17stellige Zahl (48.630.363.324.388.079,54 Mark).

Um wieder eine ordentliche Rechnungsgrundlage zu haben, wurde die „Rentenmark“ auf der Basis 1 Rentenmark = 1 Billion Papiermark ausgegeben. Die alten Sparguthaben wurden nach ihrem wirklichen Goldmarkwert mit 12,5 Prozent, später mit 18 bzw. 20 Prozent, aufgewertet. Für die heimische Sparkasse brachte die Währungsumstellung



Sparkassengebäude in der Mönchweilerstraße (1916–1954)

von 1923/24 einerseits einen großen Arbeitsaufwand, andererseits eine starke Schrumpfung des Geschäftsvolumens.

Das verlorene Vertrauen in die Währung kam aber nach Abschluß der Währungsumstellung recht bald wieder zurück. Die Wirtschaft befand sich in einem allgemeinen Aufschwung, und die Bautätigkeit nahm stark zu.

Entsprechend gefragt waren Kredite der Sparkasse, insbesondere für den Wohnungsbau. Die heimische Sparkasse hat durch Gewährung von Hypothekendarlehen so manches Eigenheim mitfinanziert und damit auch zur Stadtentwicklung beigetragen.

Die gute Geschäftsentwicklung der Sparkasse wurde durch die allgemeine Wirtschaftskrise 1930/31, mit der eine große Arbeitslosigkeit verbunden war, unterbrochen. Aber auch diese schwierige Zeit wurde, wenn auch mit einem vorübergehenden Rückgang der Spareinlagen, überwunden.

Seit ihrer Gründung hat sich die Geschäftstätigkeit der Sparkasse nicht ausschließlich auf die Stadt Villingen beschränkt. Obwohl die anderen Gemeinden des Amtsbezirks 1858 die Übernahme der Haftung für die Sparkasse abgelehnt hatten, bestanden gute Geschäftsbeziehungen zur Bevölkerung und auch zu den Gemeinden selbst. Um den Kunden die Möglichkeit zu bieten, ihre Geldgeschäfte direkt am Ort zu erledigen, hat die Sparkasse zum 1. Januar 1930 in Bad Dürkheim, Dau-

chingen, Klengen, Mönchweiler und Niedereschach Zweigstellen eröffnet. Diese Zweigstellen gingen aus Zahlstellen hervor, die im Jahr zuvor eingerichtet worden waren.

Zum 1. März 1930 übernahm die Städtische Sparkasse Villingen in Königfeld die Depositenkasse der Brüderunität als weitere Zweigstelle. Diese Depositenkasse war im Jahr 1917 eingerichtet worden.

Zum 1. April 1933 erfolgte auf Wunsch der Stadt Vöhrenbach der Anschluß der Städtischen Sparkasse Vöhrenbach an die Städtische Sparkasse Villingen. Die Sparkasse Vöhrenbach ist seitdem Hauptzweigstelle. Die Sparkasse in Vöhrenbach war im Jahr 1884 unter Bürgermeister Martin Straub als „Spar- und Waisenkasse Vöhrenbach“ gegründet worden. Am 15. Juli 1884 nahm sie ihren Geschäftsbetrieb im Gebäude Johann-Peter-Hebel-Straße 3, späterer Kindergarten, auf. Auf Beschluß des Verwaltungsrats wurde am 16. März 1926 die Firmenbezeichnung in „Städtische Sparkasse Vöhrenbach“ geändert. Vom 1. Oktober 1931 bis zum Zeitpunkt der Übernahme der Sparkasse durch die Städtische Sparkasse Villingen befanden sich die Geschäftsräume im ersten Stock des Vöhrenbacher Rathauses, danach im Hause Bregenbacher Straße 230, bis am 8. April 1959 das heutige Geschäftsgebäude bezogen werden konnte.

Expansion nach dem zweiten Weltkrieg

Die gute Geschäftsentwicklung der Sparkassen wurde durch den Ausbruch des zweiten Weltkriegs im Jahr 1939 unterbrochen. Die Ausgabe von „Bezugsscheinen“ für die meisten Versorgungsgüter hat die Funktion des Geldes erheblich gemindert. Es wurde zwar viel Geld verdient, aber man konnte es nicht ausgeben. Es wurde auf den Konten der Kreditinstitute angelegt. Auf der anderen Seite stagnierte das Ausleihgeschäft fast völlig. Anlagemöglichkeit für die zunehmenden Einlagen bestand fast nur noch im Erwerb von Reichsanleihen, zu deren Zeichnung in erster Linie die Sparkassen herhalten mußten.

Nach dem Zusammenbruch 1945 verlor das Geld seine Funktion als Zahlungsmittel fast vollständig.

Auf dem „Schwarzen Markt“ konnte das meiste nur noch auf dem Tauschwege erworben werden („Zigarettenwährung“). Dieser Zustand fand ein Ende durch die Währungsreform am 20. Juni 1948. Jede natürliche Person erhielt gegen Reichsmark ein Kopfgeld von 60 DM ausbezahlt. Den Besitzern von Guthaben bei Kreditinstituten wurden zusätzlich noch 540 RM von ihrem Guthaben gestrichen. Die gesamten Reichsmarkguthaben mußten angemeldet werden. Die Guthaben wurden nach Abzug der 540 RM je Person im Verhältnis 100 : 6,5 auf DM umgestellt. Auf Grund des Altsparegesetzes konnte mehrere Jahre später den Altsparenern eine zusätzliche Entschädigung von 13,5 % gewährt werden.

Für die Sparkassen brachte die Währungsumstellung einen immensen Arbeitsanfall mit sich. Mußten doch die gesamten Spar-, Giro- und Darlehenskonten umgestellt werden. Die Währungsreform hatte auch ihre direkten Auswirkungen auf das Geschäftsvolumen der Sparkassen. Die Bilanzsummen betragen nur noch einen Bruchteil ihrer vorherigen Höhe. Hinzu kam, daß in der ersten Zeit nach der Währungsreform ein Teil der sowieso nur noch geringen Spareinlagen abgehoben wurde, da viele das Geld zum Lebensunterhalt benötigten. Erst Anfang der 50er Jahre setzte eine zunächst langsame Neubildung von Sparguthaben ein. In der Zwischenzeit war das kurzfristige Geschäft und insbesondere der Spargiro-Verkehr die Stütze des Geschäftsbetriebs der Sparkassen.

Geschäftsleiter der Sparkasse Villingen war zu diesem Zeitpunkt Direktor Karl Weißhaar, der am 1. Februar 1949 die Amtsgeschäfte von Direktor Hermann Weber übernommen hatte, nachdem dieser nach 20jähriger Amtszeit in den Ruhestand getreten war.

Bereits im Jahre 1938 hat sich der Verwaltungsrat der Sparkasse mit der Frage eines Erweiterungs- oder Neubaus des Sparkassengebäudes befaßt, da schon damals infolge des gestiegenen Geschäftsumfangs ein Rummangel eingetreten war.

Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges zwang jedoch dazu, ein in Aussicht genommenes Projekt



*Sparkassen-Direktor
Hermann Weber
1929 – 1949*



*Sparkassen-Direktor
Karl Weißhaar
1949 – 1975*



*Oberbürgermeister
von Villingen
Severin Kern
1951 – 1971*



*Oberbürgermeister
Dr. Gerhard Gebauer von
Schwenningen: 1962 – 1971
von VS: 1972 – 1994*

zunächst zurückzustellen. Erst nach Wiederherstellung geordneter wirtschaftlicher Verhältnisse konnte das Problem wieder aufgegriffen werden. Im Juli 1952 beschloß der Verwaltungsrat, in der Paradiesgasse (Ecke Gerberstraße) einen Neubau zu erstellen. Das Gebäude, das Ende 1954 fertiggestellt werden konnte, bot den Kunden eine für die damalige Zeit großzügige Lösung. Im Erdgeschoß waren die Kundenhalle, die Räume für die Direktion, die Kreditabteilung und die internen Abteilungen untergebracht. In den zwei Obergeschossen des Gebäudes befanden sich Wohnungen und vermietete Büroräume.

Am 13. Dezember 1954 wurde das neue Sparkasengebäude mit einem Festakt eingeweiht. Mit dieser Einweihung war auch die offizielle Feier des 100jährigen Jubiläums verbunden.

Die Städtische Sparkasse Villingen öffnete am 15. Oktober 1958 ihre erste Stadtzweigstelle in der Saarlandstraße 28. Weitere Zweigstellen in Villingen wurden am 23. Februar 1960 in der Karlsruher Straße 4, am 7. Oktober 1964 in der Breslauer Straße (jetzt Görlitzer Straße 91), am 14. März 1967 in der Kirnacher Straße 28 (jetzt Nr. 21), am 20. April 1970 in der Bleichestraße 22, am 20. Oktober 1972 im Falkenring 40, am 30. Juni 1976 am Marktplatz Villingen (Service-Zentrum) und am 17. Dezember 1979 in der Tallardstraße 28 eröffnet.

Der gestiegene Geschäftsumfang erforderte auch den Neubau der Geschäftsgebäude in Vöhrenbach und Bad Dürnheim, die Eröffnung von Geschäftsstellen in Unterkirnach (1961), in Weilersbach und Pfaffenweiler (1967) sowie 1968 in Marbach, Obereschach und Hammereisenbach.

Am 1. Januar 1964 erfolgte auf Beschluß des Verwaltungsrats die Umwandlung der Städtischen Sparkasse Villingen in eine Bezirkssparkasse. Gewährträger wurden neben der Stadt Villingen die Gemeinden Bad Dürnheim, Burgberg, Erdmannsweiler, Fischbach, Herzogenweiler, Kirchdorf, Klengen, Königsfeld, Marbach, Mönchweiler, Neuhausen, Niedereschach, Obereschach, Pfaffenweiler, Rietheim, Schabenhäuser, Überauchen, Unterkirnach, Vöhrenbach und Weiler. In den folgenden Jahren traten auch die Gemeinden Dauchingen, Hammereisenbach, Kappel, Langenbach und Weilersbach dem Gewährträgerverband bei, so daß ab 1. Januar 1971 alle 26 Gemeinden des Geschäftsbezirks Gewährträger der Sparkasse waren.

In den Jahren 1966/67 erlebte die Bundesrepublik die erste große Nachkriegsrezession. Im örtlichen Bereich machte sich die Konjunkturabschwächung nicht so stark bemerkbar. Der Export, eine der wesentlichen Stützen der heimischen Wirtschaft, konnte den inländischen Nachfrage- rückgang zum Teil auffangen. Die gute Beschäfti-



Die Gerberstraße bis 1952



Sparkassengebäude 1954

gung der Industriebetriebe strahlte auch auf die übrigen Wirtschaftsbereiche aus.

Die Sparkasse Villingen verzeichnete auch in diesen Jahren eine gute Geschäftsentwicklung. Einem Rückgang der Spareinlagen der öffentlichen Hand stand ein hoher Spareinlagenzuwachs von Privatpersonen gegenüber.

Im freien Wettbewerb behauptet

Ab dem Jahr 1967 ergaben sich für die Sparkassen völlig neue Wettbewerbsbedingungen. Am 1. April 1967 wurde die Zinsbindung aufgehoben, d. h. die bisher staatliche Reglementierung der Zinsen fiel weg.

Am 8. Januar 1968 trat das neue Sparkassengesetz für Baden-Württemberg in Kraft. Es löste die alten Sparkassengesetze von Baden und Württemberg ab. Die Satzungen der Sparkassen mußten innerhalb von 6 Monaten diesem Gesetz angepaßt werden. Dabei standen zwei Verfassungsformen, nämlich die Vorstandsverfassung und die Verwaltungsratsverfassung zur Wahl. Die Versammlung der Gewährträger stimmte am 21. Mai 1968 der größeren Befugnisse zulassenden Vorstandsverfassung zu, so daß die neue Satzung am 6. Juli 1968 in Kraft treten konnte.

Der neue Vorstand bestand aus zwei Mitgliedern, dem bisherigen Geschäftsleiter Direktor Karl Weißhaar als geschäftsleitendem Vorstandsmit-

glied und Direktor Rudolf Zeller, der seit 16. August 1960 Nachfolger des altershalber ausgeschiedenen stellvertretenden Geschäftsleiters Franz Schneider war.

Auf Grund des gestiegenen Geschäftsumfanges beschloß der Verwaltungsrat Ende 1969 die Erweiterung des Vorstands auf 3 Mitglieder und wählte Klaus Haubner zum weiteren Vorstandsmitglied ab 1. September 1970. Als Direktor Karl Weißhaar nach 26jähriger Tätigkeit als Sparkassenleiter zum 31. März 1975 in den Ruhestand trat, wählte der Verwaltungsrat mit Wirkung vom 1. April 1975 Klaus Haubner zum neuen Vorstandsvorsitzenden.

Die Jahre ab 1970 waren gekennzeichnet durch einen harten Kampf um Stabilität, Vollbeschäftigung und Wirtschaftswachstum. Steigende Kosten, Exporterschwernisse in Folge der unsicheren Währungssituation, Konkurrenzdruck aus den Niedrigpreis-Ländern, Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit machten auch vor dem am 1. Januar 1973 durch die Kreisreform entstandenen Schwarzwald-Baar-Kreis nicht halt.

Das Geschäftsvolumen der Sparkasse nahm auch weiterhin kontinuierlich zu.

Das Girokonto gewann zu Beginn der 70er Jahre durch die Einführung der bargeldlosen Lohn-, Gehalts- und Rentenzahlung besondere Bedeutung. In den Jahren 1970 bis 1972 wurde bei der

Sparkasse eine große Anzahl neuer Privatgirokonten eröffnet. Sehr bald erkannten die Kunden, welche Vorteile das Girokonto bietet. Mehr und mehr wurde die Barzahlung für Strom, Wasser, Miete, Versicherungen, Zeitungen, Mitgliedsbeiträge und Rechnungen aller Art durch Überweisung, Dauerauftrag und Lastschrift ersetzt. Der Scheckverkehr wurde im Privatgirobereich insbesondere durch die Scheckkarte gefördert. Bereits im Jahr 1968, bei Einführung, konnte mit der Scheckkarte bei Kreditinstituten in 15 Ländern Europas Bargeld abgehoben werden. Heute werden eurocheques unter Vorlage der Scheckkarte in nahezu allen Ländern Europas und rund um das Mittelmeer eingelöst, bis zum Gegenwert von 400 DM. Als weltweite Kreditkarte wurde im Jahr 1972 die EUROCARD eingeführt.

Die beachtliche Steigerung des Geschäftsumfanges der Bezirkssparkasse Villingen machte zwangsläufig eine weitere räumliche Ausweitung erforderlich. Die Angliederung eines Erweiterungsbaus entlang der Gerberstraße durch Ankauf des Nachbargrundstücks mit dem Union-Kino und dem Gasthaus „Zum Felsen“ bot sich an.

In einem Architektenwettbewerb wurde am 14. Dezember 1965 dem Villingen Architekten Rudolf Fiegl der erste Preis für den Bauentwurf zuerkannt. Nach 3jähriger Bauzeit konnte der erste Bauabschnitt im April 1970 bezogen werden. Er umfaßte eine um das dreifache erweiterte Kundenhalle und neue Betriebsräume. Bei einem „Tag der offenen Tür“ am 9. Mai 1970 wurden die neuen Räumlichkeiten der Bevölkerung vorgestellt. Der zweite Bauabschnitt wurde 1975 fertiggestellt. Mit diesen Baumaßnahmen leistete die Sparkasse auch einen Beitrag zur Altstadtsanierung. Es entstand der größte zusammenhängende Gebäudekomplex in der Innenstadt, der sich architektonisch gut in das alte Stadtbild eingliedert. Den Mittelpunkt bildet die großzügige Kundenhalle. Das Sparkassengebäude verfügt nun über einen großen Sitzungssaal, einen Konferenzraum und ein Schulungszentrum. Den motorisierten Sparkassenkunden stehen eine Tiefgarage und eine Autokasse zur Verfügung. Die Autokasse kann durch

einen zweiten Schalter zur Gerberstraße hin auch von gehbehinderten Kunden sowie Müttern mit Kleinkindern zur Erledigung der täglichen Geldgeschäfte vorteilhaft genutzt werden.

Übernahme der Sparkassen in Triberg und Schwenningen

Mit Wirkung vom 1. Januar 1972 vereinigte sich die Bezirkssparkasse Triberg mit der Bezirkssparkasse Villingen-Schwenningen.

Wie die Sparkasse in Villingen wurde auch die Sparkasse in Triberg bereits 1854 gegründet. Am 19. November 1853 erging an die Bewohner von Triberg die „Einladung zur Theilnahme an der dasselbst errichteten Sparkasse“. Wie aus einer Aufstellung über die Sparkassen im Oberrheinischen Kreis hervorgeht, muß schon 1851 in Triberg eine „Sparkasse für den uhrenmachenden Schwarzwald“ bestanden haben. Über Gründung und Statuten scheinen aber keine Unterlagen mehr vorzuliegen. Auch die Statuten der Sparkasse von 1853 sind nicht mehr erhalten. Statt dessen genehmigte das Großherzogliche Ministerium des Inneren am 17. Oktober 1854 die Statuten der „Spargesellschaft Triberg, Schonach, Schönwald, Nußbach, Gremmelsbach, Niederwasser und Rohrhardsberg“. Dieses Datum gilt als eigentlicher Gründungstag der Sparkasse Triberg. Ab 1. Januar 1868 wurde aus der Spargesellschaft die „Spar-Hinterlegungskasse“. Im Jahr 1881 erhielt sie den Namen „Sparkasse der Stadt Triberg“, die ab 1. Januar 1906 in die Bezirkssparkasse Triberg umgewandelt wurde. Die 1895 gegründete Sparkasse Schonach wurde auf staatliche Anordnung hin ab 1. Januar 1939 mit der Bezirkssparkasse Triberg vereinigt und ist seither Hauptzweigstelle.

Mit der Neubildung der Stadt Villingen-Schwenningen durch Vereinigung der Städte Villingen und Schwenningen wurde der Name der Bezirkssparkasse Villingen ab dem 1. Januar 1972 in „Bezirkssparkasse Villingen-Schwenningen“ und ab dem 1. Januar 1975 in die kürzere Fassung „Sparkasse Villingen-Schwenningen“ geändert.

Der Oberbürgermeister der Stadt Villingen, Severin Kern, trat zu diesem Zeitpunkt in den Ru-

bestand und schied damit nach 21 Jahren Tätigkeit als Verwaltungsratsvorsitzender der Sparkasse aus, gehörte aber weiter dem Verwaltungsrat als ordentliches Mitglied bis 31. Dezember 1971 an. Neuer Vorsitzender des Verwaltungsrats wurde Dr. Gebauer als Oberbürgermeister der neugeschaffenen Doppelstadt Villingen-Schwenningen. Zum Jahreswechsel 1994/95 wurde Dr. Gebauer nach Eintritt in den Ruhestand von Oberbürgermeister Dr. Matusza im Vorsitz abgelöst.

Der Fusion mit der Bezirkssparkasse Triberg folgte am 1. Januar 1973 die Übertragung der Kreissparkasse in Schwenningen von der Kreissparkasse Rottweil auf die Bezirkssparkasse Villingen-Schwenningen. Damit ist § 6 des Gesetzes zur Neubildung der Stadt Villingen-Schwenningen vom 26. Juli 1971 Rechnung getragen worden.

Die Sparkassengeschichte in Schwenningen hat etliche Berührungspunkte zu Villingen. Lange bevor man sich in Schwenningen mit dem Gedanken zur Gründung einer Gemeindesparkasse befaßte, wurde bereits im Jahr 1842 eine Privat-Leih- und Sparkasse gegründet. Dem Ausschuß, der diese Privatkasse in Schwenningen leitete, gehörten Rabenwirt Faisst aus Villingen, August Engesser, Bürgermeister in Hochemmingen, Wilhelm Käfer aus Klengen und Posthalter Koch aus Schwenningen an. Als Kontrolleur war Schultheiß Heschel aus Deißlingen bestellt. Durch Gesellschafterbeschuß siedelte die Kasse im Jahr 1848 nach Villingen über. Wie lange diese Privat-Leih- und Sparkasse noch bestand, läßt sich heute nicht mehr sagen. Sie muß aber einige Zeit später ihre Geschäfte eingestellt haben.

Viele Schwenninger Bürger legten, mangels einer gemeindeeigenen Sparkasse, ihre Spargelder bei der Sparkasse in Villingen an und deckten hier auch ihren Geldbedarf durch die Aufnahme von Darlehen. Am 24. April 1873 erhielt die Gemeinde Schwenningen auf Antrag ein Darlehen von 6.000 Gulden.

Am 2. April 1903 hat der Gewerbe- und Handelsverein unter seinem Vorsitzenden, Gemeinderat und Fabrikant Richard Bürk, dem Schwenninger Gemeinderat unter Vorlage eines Statutenent-



Schwenninger Rathaus nach 1904

wurfs die Bitte um Gründung einer Ortssparkasse unterbreitet.

Die bürgerlichen Kollegien haben am gleichen Tag noch die Einrichtung einer Gemeindesparkasse in Schwenningen beschlossen. Die erforderliche Genehmigung wurde von der Regierung für den Schwarzwaldkreis in Reutlingen am 12. Januar 1904 erteilt, so daß am 1. Mai 1904 die „Gemeindesparkasse Schwenningen a. N.“ eröffnet werden konnte.

Die Verwaltung der Sparkasse oblag nach dem Gesetz vom 6. Juli 1849 einer 5 Personen starken Abteilung des Gemeinderats, die „Verwaltungskommission“ hieß.

Zum 1. Februar 1918 wurde die Bezeichnung der Sparkasse in „Städtische Sparkasse Schwenningen am Neckar“ geändert. Die Gemeinde Schwenningen war bereits im Jahr 1907 vom größten Dorf Württembergs zur jüngsten Stadt des damaligen Königsreichs erhoben worden. In einem Schreiben der Aufsichtsbehörde in Stuttgart vom 16. Februar 1933 wurden die kleineren städtischen Sparkassen in Württemberg aufgefordert, sich mit ihrer Oberamtssparkasse zu vereinigen. Zur Begründung wies die Aufsichtsbehörde auf das Erfordernis einer größeren Sicherheitsbasis für die Spareinlagen hin. Neben den Sparkassen in Altensteig, Feuerbach, Langenau, Mühlacker und Sindelfingen wurde auch die Städtische Sparkasse

Schwenningen angeschrieben. In den Verhandlungen zwischen den Verwaltungsräten der Sparkassen Schwenningen und Rottweil, an deren Anfang eine strikte Ablehnung der Schwenninger stand, kam es dann – nicht ohne Druck der Regierung und des Sparkassenverbandes – am 12. Oktober 1933 doch zu einer Vereinbarung, so daß die Städtische Sparkasse Schwenningen ab 1. Januar 1934 von der Oberamtssparkasse Rottweil übernommen und als deren Zweigniederlassung weitergeführt wurde. Interessant ist hier noch, daß bei den Fusionsverhandlungen von Schwenninger Seite auch auf die Möglichkeit der Vereinigung mit der Städtischen Sparkasse Villingen hingewiesen wurde, da ein Zusammenschluß mit ihr wirtschaftlich näher lag.

Die Geschäfte der Sparkasse in Schwenningen wurden Anfangs im Bürgersaal des Rathauses getätigt. Mit der Fertigstellung des neu erbauten Rathauses in Schwenningen konnte die Sparkasse am 15. Juni 1927 in neue Geschäftsräume umziehen. 1936 hat sich der Verwaltungsrat der Sparkasse zum Kauf eines Bauplatzes am Bärenplatz, entschlossen. Wegen der Schwierigkeiten der Materialbeschaffung in dieser Vorkriegszeit wurde die Baugenehmigung vorerst versagt. Das Bauvorhaben mußte zurückgestellt werden. Anfang 1949 wurde neu geplant. Es entstand ein dreigeschossiges Gebäude, das nur noch das halbe Ausmaß des zuerst geplanten hatte. Der Neubau wurde am 18. November 1952 seiner Bestimmung übergeben.

Doch schon im Jahr 1967 zeichnete sich erneut eine notwendige Erweiterung der Geschäftsräume ab. Es wurde ein eingeschossiger Anbau erstellt und im Februar 1971 bezogen. Eine weitere bauliche Neugestaltung erfolgte im Jahr 1979.

Am 27. Oktober 1938 wurden in den damaligen Kreisgemeinden Mühlhausen und Weigheim Sparkassen-Zweigstellen eröffnet, die der Hauptzweigstelle Schwenningen verwaltungsmäßig zugeordnet wurden. Auch in der Stadt Schwenningen selbst richtete die Sparkasse in jener Zeit nebenamtlich verwaltete Annahmestellen in der Neckarstraße 3, Hammerstattstraße 23 und Dauchinger

Straße 46 ein. Die Annahmestelle in der Dauchinger Straße wurde 1953 in das Rathaus verlegt und ab Februar 1956 als hauptamtlich besetzte Zweigstelle geführt. Einen besonderen Aufschwung nahm die Zweigstelle mit ihrer Verlegung in das neue „Schmied-Müller-Haus“ am Marktplatz 14 im März 1960. Sowie ab Juni 1977 durch den Umzug in größere Räume am Marktplatz 17 und den Ausbau zum Service-Zentrum Marktplatz Schwenningen. Im Oktober 1956 wurde im Gebiet Sauerwasen eine weitere Zweigstelle eröffnet. Die starke Geschäftsentwicklung machte bald größere Räumlichkeiten erforderlich. Diese konnten durch einen Anbau an das 1962 erworbene Wohnhaus Mühlweg 122 geschaffen werden. Die neuen Zweigstellenräume wurden am 20. Juli 1963 ihrer Bestimmung übergeben. Seit dem 10. September 1990 befindet sich die Zweigstelle in der Wasenstraße 65. Am 9. Dezember 1963 kam die Zweigstelle „Auf Rinelen“ hinzu. Die Annahmestelle in der Neckarstraße 3 hat sich im Laufe der Zeit als unzureichend erwiesen. Deshalb wurde an ihrer Stelle am 16. Dezember 1969 in der Neckarstraße 5 eine neue Stadtzweigstelle eröffnet, die am 11. November 1985 in die Werastraße 3 umzog. Seit April 1979 gibt es die Zweigstelle Rietenstraße 52 und seit 17. Februar 1986 die Zweigstelle Sturmbühlstraße 55. Mit der Übernahme der Zweiganstalt Schwenningen unterhält die Sparkasse Villingen-Schwenningen in der Gesamtstadt seit der Fertigstellung der Zweigstelle Sturmbühlstraße insgesamt 24 Geschäftsstellen.

Am 1. Januar 1977 strukturierte der Vorstand das Geschäftsstellennetz der Sparkasse Villingen-Schwenningen neu. Die Geschäftsstellen waren nun gegliedert in Hauptanstalt Villingen, die beiden Zweiganstalten Schwenningen und Triberg (Geschäftsstellen, die bezüglich Geschäftsumfang und Service-Angebot mit einer selbständigen Sparkasse zu vergleichen sind), die vier Hauptzweigstellen Bad Dürkheim, Königsfeld, Schnach und Vöhrenbach (Geschäftsstellen gewisser Größenordnung, die in der Regel als Kopfstellen für andere Zweigstellen fungieren), 3 Service-Zen-



Zweiganstalt Triberg



Zweiganstalt St. Georgen

tren (Geschäftsstellen mit besonderem Dienstleistungsangebot) und 36 Zweigstellen.

Fusion mit der Bezirkssparkasse St. Georgen

Die Bezirkssparkasse St. Georgen und die Sparkasse Villingen-Schwenningen haben sich mit Wirkung vom 1. Januar 1991 vereinigt.

Die geschichtliche Entwicklung der Sparkasse in St. Georgen reicht bis in das Jahr 1839 zurück. Als St. Georgen Ende 1891 den Rang einer Stadt verliehen bekam, regte sich in der Bürgerschaft auch bald der Wunsch wieder eine Sparkasse zu erhalten, wie sie hier von 1839 bis 1875 bereits bestanden hatte. Bürgermeister Jakob Wintermantel, eine weitblickende Persönlichkeit und erfolgreicher Geschäftsmann, nahm sich der Sache tatkräftig an. Nachdem sich der Gemeinderat mehrfach mit der Materie beschäftigt und die notwendigen Beschlüsse gefaßt hatte, trat der Bürgerschaft am 11. Februar 1895 zu der entscheidenden Sitzung zusammen. Der Bürgermeister informierte über das geplante Vorhaben der Sparkassen-Wiedergründung und legte der Versammlung anschließend die ausgearbeiteten Statuten zur Beratung vor. Alle 29 anwesenden Mitglieder des Bürgerschaftsausschusses faßten sodann den Be-

schluß, „die Errichtung der Spar- und Waisenkasse in St. Georgen unter Garantie der Stadtgemeinde St. Georgen, nach Maßgabe der vorgelegten Satzungen“ zu genehmigen. Die Gemeinden Brigach, Oberkirnach, Peterzell und Stockburg traten 1931 dem St. Geogener Gewährverband bei, und die bisherige städtische Sparkasse wurde somit zum 1. Januar 1931 in eine öffentliche Verbandssparkasse umgewandelt. Seit 1937 firmierte sie als Bezirkssparkasse. 1957, 1963 und 1971 traten Langenschiltach, Buchenberg und Tennenbronn dem Gewährverband der Sparkasse bei, dem nun neben der Stadt St. Georgen weitere sieben Gemeinden angehörten. Als dann im Zuge der in den 70er Jahren durchgeführten Kommunalreform die fünf Nachbarorte Brigach, Langenschiltach, Oberkirnach, Peterzell und Stockburg zu St. Geogener Stadtteilen wurden, und Buchenberg zu Königfeld kam, übernahm St. Georgen zusammen mit Tennenbronn die Gesamt-Gewährträgerschaft.

Standort hier: Sparkasse VS

Wie in der Gründerzeit dient die Sparkasse auch heute dem örtlichen und öffentlichen Wohl. Gesetzliche und satzungsmäßige Aufgabe der Spar-



Hauptanstalt Villingen



Zweiganstalt Schwenningen



*Oberbürgermeister
Dr. Manfred Matusza
Verwaltungsratsvorsitzender
seit 1995*



*Klaus Haubner
Vorstandsvorsitzender
seit 1975*

kasse ist es, vorrangig in ihrem Geschäftsgebiet die Versorgung der Bevölkerung, der Wirtschaft und der öffentlichen Hand mit geld- und kreditwirtschaftlichen Leistungen sicherzustellen sowie den Sparsinn und die Vermögensbildung breiter Bevölkerungskreise zu fördern.

Das tut sie, indem sie sicherstellt, daß die Bevölkerung jederzeit auf alle neuzeitlichen Gelddienstleistungen zugreifen kann, getreu dem seit 1988 eingeführten Slogan: „Sparkasse VS – persönlich · schnell · professionell“.

Im Jahr 1994 hat die Sparkasse VS die Gründung der Wirtschaftsförderungsgesellschaft Villingen-

Schwenningen GmbH (Wifög) unterstützt und sich neben der Stadt Villingen-Schwenningen aktiv als Gesellschafter beteiligt. Ende 1994 entstand unter Federführung der Wifög die Technologiepark Villingen-Schwenningen GmbH zur konkreten Förderung von Unternehmensneugründungen und -ansiedlungen. Auch bei dieser Einrichtung ist die Sparkasse VS als Gesellschafter engagiert.

Als örtlich verwurzelt ist die Sparkasse VS mit der heimischen Bevölkerung nicht nur in finanziellen Belangen eng verbunden, sondern auch im sozialen, kulturellen und sportlichen Bereich. Sie trägt als Veranstalter, Mitveranstalter oder Sponsor zum kulturellen Geschehen in ihrem Geschäftsgebiet bei. Durch Spenden und mit Werbemaßnahmen unterstützt sie soziale Einrichtungen, gemeinnützige Vereine sowie sportliche Veranstaltungen. Im Rahmen ihrer Öffentlichkeitsarbeit lädt die Sparkasse VS auch die Bevölkerung sowie die verschiedensten Gruppen der Wirtschaft zu Vortrags- und Informationsveranstaltungen ein.

Heute ist die Sparkasse VS im Schwarzwald-Baar-Kreis das größte Geldinstitut mit einem Geschäftsvolumen von 3 Milliarden DM, 288000 Kundenkonten und über 570 Mitarbeitern.

Der Handwerker als Künstler

Der Villingener Maler Albert Säger

Uwe Conradt

Die Fassade ist das Gesicht eines Hauses. Fassaden sind es, die Touristen locken und zum Fotografieren einladen, die ein Stück Identität einer Stadt wiedergeben. Die Fassade ist die Schauseite des Gebäudes, dort wo sich der Eingang zur Hauptstraße öffnet, Besucher einlädt. Die „Gesichtslosigkeit“ vieler unserer Städte hat nicht zuletzt damit etwas zu tun, daß die Tradition der Fassadenbemalung verloren gegangen ist, daß die Häuser anonym geworden sind. Gründe für die weite Verbreitung der Fassadenmalerei bis ins 19. Jahrhundert hinein dürften einerseits die Freude an der Farbigkeit gewesen sein, zum anderen – v. a. seit der Renaissance – das steigende Repräsentationsbedürfnis bei fehlender Möglichkeit, entsprechendes Steinmaterial zur Fassadengliederung zu verwenden. Die Bemalung öffentlicher Gebäude stellte vor allem die Geschichte von Haus und Region vor. Durchsetzt mit mythologischen Figuren wurde Geschichte verherrlichend zelebriert als Machtlegitimation oder Bekräftigung lokalen Stolzes von Handwerkern und Bürgern. Ganz im Gegensatz dazu die bürgerlichem Repräsentationsbedürfnis entsprechende „Lüftlmalerei“, bekannt besonders in Oberammergau. In Villingen sind es besonders zwei Geschäfts- und Wohnhäuser in der Oberen und in der Rietstraße, die durch flächig-farbige Bemalung die Straßenflucht prägen. Die ursprüngliche Bemalung des alten Rathauses ist nicht mehr vorhanden. Und die beiden Häuser in Villingen sind so weit entfernt von der „Lüftlmalerei“ wie von der repräsentativen Bemalung öffentlicher Gebäude. Profan ausgedrückt: Es sind Werbe-Bemalungen für die Geschäftsbetriebe im Inneren des Hauses und stammen von dem Villingener Albert Säger, Kunstmaler und Handwerker in einer Person. Seine Bilder finden sich noch in vielen Haushalten, seinen Namen hat

die Kunstgeschichte vergessen, nicht zuletzt deswegen, weil das Kunsthandwerkliche für ihn immer im Vordergrund stehen sollte.

Geboren wurde Albert Säger am 30. Januar 1866. Das war genau die Zeit, in dem die industrielle Produktion das Handwerkliche und damit auch das individuelle Kunsthandwerk immer stärker verdrängte, die Produkte der Arbeit glatter, monotoner, eintöniger wurden. Er entstammte einer alten Malerfamilie mit erheblicher Tradition. Ein Jahr nach seinem Tod am 28. November 1924 hätte er im elterlichen Haus in der Rietstraße das 100jährige Jubiläum des Betriebes feiern können. Großvater Barnabas und Vater Rudolf Säger übten bereits das Malergeschäft aus. Selbstverständlich fast, daß Albert ihnen folgen sollte.

Nach dem Besuch der Volksschule und der Höheren Bürgerschule ging er in die Gewerbeschule und dann in die Kunstgewerbeschule nach Karlsruhe. Daß er mehr wollte, daß er künstlerische Ansprüche an sich stellte, beweist die Tatsache, daß er in den 90er Jahren an die Akademie nach München ging, an eine Akademie, die die Entwicklung der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert weitgehend mitbestimmte. Landschafts- und Porträtmalerei waren an der Akademie in München besonders beliebt. Das sollten auch die Gattungen werden, in denen Säger seine Bildmotive suchte. Seine Ausbildung verband häusliches Handwerk in der Provinz mit „freiem“ Künstlertum in der Metropole. Die Rückkehr in die Heimatstadt Villingen und damit der Verzicht auf eine unter Umständen mögliche Karriere als freier Künstler hatte sicher etwas mit der „Liebe zur Heimat“ zu tun, wie die Nachrufe auf ihn hervorhoben. Vielleicht war es aber auch die Erkenntnis, als Künstler unter vielen in der Metropole München kaum dem Konkurrenzdruck gewachsen zu

sein, und selbstverständlich rief der väterliche Betrieb nach einem Nachfolger. Die Geschäfte des Vaters gingen in seine Hand über. Die Kunst hatte zu warten.

In Villingen war es leichter, die Kunst mit dem Handwerk zu verbinden. „Zahlreiche öffentliche Bilder an Toren, Türmen und Geschäftshäusern und verschiedene eindrucksvolle Altarbilder; dann die zur Berühmtheit gewordenen sieben Gemälde im Bürgerlichen Bräuhaus, ... ferner die schönen Gemälde im ‚Torstüble‘ sind äußerliche Beweise Sägerscher Malerei. Sie werden noch übertroffen von seinem Hauptwerk: Der Innenmalerei in der Kirche im benachbarten Mönchweiler... Bekannt sind seine vielen Bilder mit Motiven von Villingen selbst. Die Vaterstadt war für sein Schaffen eine wahre Fundgrube, alle Motive behandelte er mit sichtlicher Freude am künstlerischen Wirken.“ In der Heimatstadt und der Umgebung war der Erfolg erreichbar, der in München wohl nicht möglich gewesen wäre. 1919 wurde die Werkstatt an Fritz Armbruster verkauft. Jetzt lebte Albert Säger nur noch für seine Kunst.

Der „Schwarzwälder“ würdigte ihn am 29. November 1924, einen Tag nach seinem Tod: „Für Viele, die den stillen und bescheidenen Mann seinen ganzen inneren Wert als Künstler und Menschen noch kannten, wird dies eine Trauerkunde sein. Im 58. Jahre eines durch farbenfrohes Schaffen, durch große künstlerische Erfolge ausgezeichneten Erdenwallens hat ihn der Tod aus unserer Mitte hinweggenommen“. Wie stark Säger auch außerhalb der Heimatstadt Villingen gewürdigt wurde, beweist eine Ausstellung wenige Monate nach seinem Tod in Offenburg im Schaufenster der Kunsthandlung Deger. Die Auswahl der Bilder dieser Ausstellung entsprach genau den Motiven, die Säger sein ganzes Leben lang begleitet hat: „Es sind dies ein Porträt (Bauernmädchen), ein Villingen Narro, Ansichten von Gengenbach, Mahlberg, Villingen usw.“

Seine Kunst blieb der handwerklichen Tradition verbunden, ohne im Handwerklichen die künstlerischen Ambitionen zu vergessen. Und mit dieser Vorstellung war er ganz auf der Höhe seiner Zeit,

denn die Diskussion um Kunst und Handwerk wurde überall geführt. Um dem Verlust von Kreativität entgegenzuwirken, waren bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sogenannte „Musterbücher“ entstanden. Künstler schufen Formen für den Handwerker, der sie dann in seine dekorative Arbeit aufnahm. In England, dem Mutterland der Industrialisierung, in dem ebenfalls stark über den Verlust an ästhetischer Qualität bei Gebrauchsgütern geklagt wurde, führten Mustersammlungen und öffentliche Aufrufe an die Künstler immerhin dazu, daß viele von ihnen die alte Trennung von hoher und niedriger, von freier und angewandter Kunst früh aufgaben und damit dem Typus des sogenannten Künstlerentwerfers zum Entstehen verhalfen, der sich die Gestaltung der Alltagskultur zur Aufgabe machte. In Deutschland sollte dieser Schritt erst viel später erfolgen. Allgemein gängige Themen und Motive der Zeit wurden auf diesen Musterblättern den lokalen Gegebenheiten angepaßt und ständig leicht variiert. Auch das Handwerk geriet in den Sog der Industrie und paßte sich ganz allmählich der Standardisierung der Industrie an. Die Signatur wurde zum letzten künstlerischen Merkmal, aber auch diese Signatur verweist auf das Handwerkliche, das damit keineswegs abgewertet werden sollte.

In der Fassadenmalerei erweist sich Säger als „standardisierter“ Künstler. Oberhalb der Tür und den Ladenfenstern seines eigenen Geschäftshauses in der Rietstraße legt Albert Säger ein sorgfältig ausgewähltes Programm vor zum Zeugnis des Bildungsstandes des Handwerkers. Dabei vermischt er standardisierte Formen der Zeit mit individuellen Erfindungen. Wichtig ist dabei, daß er nie die Fassade als Werbefläche für den väterlichen Betrieb aus den Augen verliert. Die Fassade war wohl nicht nur Selbstdarstellung, sondern wird wohl auch als Vorbild für ähnliche Objekte an anderen Orten gedient haben. Unten wie ein Namensschild an der Haustür der Hinweis auf den Betrieb auf blauem Grund. Die Fläche des darüberliegenden Malgrundes ist gegliedert durch die Fenster und illusionistische Bemalung der Ränder durch gemalte „Ecksteine“ unterschiedlicher Form, so

daß Architektur und Malerei miteinander verbunden werden. Säger hat aus der Kunstgeschichte gelernt und zeigt das auch. Die Malerei verdrängt oder überschattet niemals die Architektur. Es scheint eher, als bewiese der Maler-Handwerker dem Architekten-Handwerker seine Achtung. Unbemalt bleibende Flächen verstärken diesen Eindruck noch.

Auf „Fleiß“ und „Handwerk“ weisen zwei Schrifttafeln hin. Der „Fleiß“ wird zum hervorstechenden Merkmal des Handwerkers und damit auch des eigenen Betriebes. Der „Fleiß“ ist mit seinen Attributen „Wein“ und „Bienen“ gekennzeichnet. „Fleiß“ als bürgerliche Tugend. Die Malerpalette in einem Medaillon steht wohl für den Künstler, während Zirkel, Kneifzange, Hammer und Dreieck eher das Handwerkliche betonen. Genien, Engel oder sind es Musen wachsen aus blumigem Grund hervor, untergliedern die Senkrechte der Wand. Schleifen unterhalb der Brust flattern im Wind und geben einen Hauch von Bewegung, der

der Bemalung trotz aller organischen Beigaben ansonsten fehlt. Verbunden wird Organisches mit Ornamentalem, Gotisches mit Barockelementen. Wer will, mag das „Kitsch“ nennen. Sicher ist es ein zum Teil kokettes Spiel mit Kunstrichtungen und Motiven. Ein Handwerker zeigt sein malerisches Geschick, preist sich zukünftigen Kunden an. Ein eigener „Stil“ ist es wohl nicht, der sich bei diesen Arbeiten entwickeln kann, wenn man darunter eine unverwechselbare Handschrift des Künstlers versteht. Aber Sägers Arbeiten entsprechen dem Stilgefühl der damaligen Zeit, und sie demonstrieren ganz offen sein Selbstbewußtsein. Dem Geschäft angepaßt ist auch die Bemalung der Fassade des Cafés „Raben“ in der Oberen Straße. Bildmotive in Medaillons, dazu Girlandenformen, die die Wand untergliedern. Wieder sind die Kennzeichen des Gewerbes prägnant ausgestellt: Kuchen, Kaffeegeschirr, Weinkrug, Gläser. Es wird getanzt auf einem Bild, eine Hochzeitsgesellschaft wird gezeigt, der lokale Aspekt fehlt nicht in den



Albert Säger 1866 – 1924

Nach dieser Vorlage aus dem Jahre 1898 wurde die Fassadenbemalung im Jahre 1985 erneuert.



ausgestellten Trachten. Ist es so falsch, einen Flirt zu beobachten, der sich da unter den Tanzenden zuträgt? Ganz in Ehren natürlich! Aber schließlich ist das Café ein Ort, um sich kennenzulernen. Auch damit läßt sich werben. Zwei Szenen nehmen den Namen des Cafés auf und machen ihn zum Programm auf der Fassade. Auf der einen Seite ein Rabennest mit hungrig emporgestreckten Schnäbeln. Die Mutter mit Haube wacht über die Familie. Auf der anderen Seite ein Tabakskollegium. Die Herren Raben vertreiben sich die Zeit im Café. Wer von Rabeneltern spricht, muß die Mutter wohl ausklammern. In der Mitte spiegelbildlich zwei Raben als Kellner, ganz devot und ganz zurückhaltend. Fast scheint es, als hätten britische Butler dafür Modell gestanden. Auch diese Bildmotive sind keine eigene Erfindung, neu ist „nur“ die Zusammensetzung der einzelnen Elemente. Neu ist nicht das ausgestellte Plakative, sondern der Witz, mit dem die Motive verbunden sind. Albert Säger als Künstlerhandwerker.

„Er hat nicht nur seiner Vaterstadt den Stempel seiner Kunst aufgedrückt, wie wir schon bei einem kurzen Besuch der Stadt an Häuserfronten, der Innenausschmückung öffentlicher Gebäude, Gasthäusern usw. feststellen können, sondern in seinem Atelier hat sich eine Unsumme von Skizzen, Zeichnungen aus der geschichtlichen Vergangenheit Villingens, seinen malerischen Winkeln, Toren und Straßen angesammelt, die für die Stadt von unschätzbarem Wert sind und wovon eine Nachlaßausstellung Zeugnis ablegen wird.“ Diese Skizzen und Bilder sind es wohl, die die künstlerische Bedeutung Albert Sägers bis heute ausmachen, auch wenn sie nur lokal begrenzt bleiben wird.

In der Zeit, bevor Säger das Geschäft seiner Familie verkauft, sind es fast ausschließlich Bilder des winterlichen Villingen, die entstanden sind. In den Sommermonaten war er geschäftlich unterwegs. Der Winter brachte die Muße, sich ganz der Neigung zuzuwenden. Auch hier verharret Säger in



*Ineingeschachtelte Dächer ...
in Tempera gemalt im Winter 1917*

Fassadenbemalung Café Raben, Villingen

der Tradition des Handwerkers. Hinweis aber auch darauf, daß Säger vor Ort malte, die jeweilige Jahreszeit in seine Bilder übernahm. Grundsätzlich entstanden zunächst Vorarbeiten, bevor er das jeweilige Motiv in Öl umsetzte. Erst wenn ein Kunde Interesse zeigte, wurde das Bild in Öl gemalt. Auch das entspricht ganz handwerklicher Tradition.

Ein sehr genauer, liebevoller, aber wissender Blick prägt die Bilder von Villingen. Typische Stadtansichten sind es, keine erzählten Geschichten, die sich zufällig an diesem Ort zutragen mögen. Säger erzählt in seinen Ansichten die Geschichte der Stadt an Hand seiner Gebäude, aber nicht die Geschichten in der Stadt. Der Erste Weltkrieg, die Nachkriegszeit – all das hinterläßt keine Spuren auf den Bildern. Wenige Menschen bevölkern diese Bilder, man muß danach suchen. Die Menschen sind Teile der gewählten Stadtansicht, aber nicht narrative Bestandteile einer Begebenheit, die sich hier zuträgt. Säger arbeitet für diejenigen, die die Stadt kennen und zeigt sie aus manchmal ganz ungewöhnlicher Perspektive, ohne die Ansichten dabei zu verrätseln. Selten wählt er die zentrale Ansicht, meist sind es Winkel, die er sucht, die zugleich die Umgebung des Ortes miteinfangen. Vereinfachung steht auf der einen Seite. Eine Dachlandschaft aus dem Fenster seines Hauses heraus. Die ineinandergeschachtelten Dächer wären nicht zu lokalisieren, also wählt er eine Perspektive, die das angeschnittene Dach des Riettores in das Bild einbezieht. Dieses Verfahren wählt er immer wieder, meist sind es natürlich die Türme des Münsters oder der Benediktinerkirche, die den lokalen Bezug verdeutlichen. Trotzdem sind die Ansichten auch ohne diese Andeutungen auch für den Ortsfremden wiedererkennbar, weil Säger auf der anderen Seite besondere Details heraushebt. Die Dächer, die er aus seinem Fenster sieht, sind so stark verschachtelt, daß die kleinen Gassen der Stadt erahnbar werden. Da er auf Dachhöhe steht und den Blick geradeaus richtet, wirken die Dachflächen wie Barrieren, die das Auge überspringen kann. Diese Barrieren, meist waagerechte Abgrenzungen durch Hausfronten oder durch die

einfache Schattengebung gliedern viele seine Bilder. Die Tatsache, daß es viele „Winterbilder“ gibt, auf denen der Schlagschatten der Gebäude den Aufbau des Bildes bestimmen, mag diesen Eindruck verstärken. Auf der einen Seite wird damit der Tiefenraum abgeschnitten, uns bleibt der Blick „dahinter“ zumeist verborgen. Aber deutlich wird dabei der Charakter einer engen mittelalterlichen Stadt, verstärkt durch die vielen Hochformate, die Säger sucht. Er führt den Betrachter in das Bild hinein, indem er dem Gang der Gassen folgt – ein typisches Verfahren für Stadt- und Landschaftsansichten in dieser Zeit. Dieses Verfahren führt aber auch dazu, daß sich der Blick wie bei einem Weitwinkelobjektiv öffnen kann. Die Ansicht der Franziskanerkirche, dem eigenen Haus gegenüberliegend, nimmt die Umgebung mit auf und verspricht damit eine Weite, die der einfache Blick von Gegenüber kaum ermöglicht. Diese Weitwinkelperspektive dominiert auch Sägers Landschaftsbilder, in denen einzelne Gegebenheiten – dazu genügt schon ein einzeln dastehender Baum oder ein kleines Gebäude – die Weite der Landschaft eher noch betonen.

Bilder einer Stadt und einer Landschaft aus den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts als Dokumentation einer vergangenen Zeit für das Archiv? Die dekorative Wirkung der Stadtansichten, die der Künstler und Handwerker immer anstrebte, haben ihren Charakter bewahrt. Aber was vielleicht wichtiger ist: Betrachtet man die Bilder, so scheint sich die Stadt kaum verändert zu haben, wo doch die Rückerinnerung in die allerjüngste Vergangenheit so viel Veränderung suggeriert. Vielleicht ist es das Typische der Stadt, daß Säger eingefangen hat, das uns die Ansichten so vertraut erscheinen lassen. Und das wäre dann genau der Punkt, an dem sich Kunst, die Abstraktion, und Handwerk, das technische Können, miteinander verbinden.

Die Text- und Bildquellen stellte die Familie Gerhard Hirt freundlicherweise zur Verfügung.

Aus den Memoiren von Ober-Postinspektor

Joseph Stadler (1870 – 1932)

Jugendzeit, Schule, Berufswahl und Berufsausbildung Ende des 19. Jahrhunderts

Schon als kleines Kind ließ mich der *Großvater* auf den Kühen reiten; ich durfte die Tiere streicheln und verlor so die Scheu vor ihnen schon sehr früh. Ich wurde oft ins Feld mitgenommen und durfte dort spielen. Ich suchte dann Blumen, fing Fliegen, Bienen, Hummeln, Mäuse und interessierte mich auch für Obst, z. B. Kirschen u. s. w. Mein vogelkundiger Vater lenkte meine Aufmerksamkeit schon frühzeitig auf den Gesang der Vögel, die er alle an ihrem Singen kannte. Er prophezeite sogar aus dem Gesange der Vögel das Wetter. So lehrte er mich, daß es Regen gäbe, wenn die Finken so wehmütig ihr „Schüt“ „Schüt“ riefen. Er sagte, wenn die Schwalben niedrig flögen, so komme es auch zum regnen. Leider hatte ich wenig Interesse an den Vögeln; meine Liebhaberei war die Botanik, zu der ich seither die Neigung nicht verloren habe.

Später, als ich selbst mitarbeiten mußte, fühlte ich mich nicht mehr so mollig, denn das Arbeiten im Felde bekam mir nicht gut; ich vertrug die Hitze schlecht und beim Heurechen wurde ich jeweils unwohl und mußte mich erbrechen. Anscheinend erzeugte der starke Geruch des Heus diese Magenverstimmung, die sofort nachließ, wenn ich das Rechen einstellte. Ich hatte eben von Jugend an überfeine, empfindliche Nerven, die die harte, landwirtschaftliche Arbeit nicht ertrugen. Ich bekam auch stets arg *Herzklopfen*, besonders beim Mähen und schlief regelmäßig nach den Arbeiten in der heißen Ernte schlecht. Mir träumte dann immer, ich habe Frösche, Mäuse und Käfer im Bette und dieses Gefühl erzeugte dann unruhige, erschöpfende Träume.

Trotz dieser ungünstigen, gesundheitlichen Einwirkung mußte ich im Felde viel mithelfen und wurde nicht geschont. In den Ferien war Tag für Tag die Feldarbeit mein Los; mein Vater duldete

nicht, daß ich in den Schulferien herumlungerte. Drum hatte ich eigentlich an diesen Ferien wenig Freude, weil sie mir keine Erholung brachten, wie meinen Kameraden, deren Eltern kein Feld hatten. Wie oft habe ich doch diese Glücklichen beneidet, um ihre schönen Ferien.

Natürlich litten auch die Kleider durch die Arbeiten im Stalle und im Felde. Ich kam nie so sauber daher, wie meine Kameraden und meine Kleider hatten Stallgeruch, was manche Kameraden nicht ertragen konnten und nicht neben mich in der Schule sitzen wollten. So war mir die Landwirtschaft entsetzlich verleidet und ich suchte mich zu drücken, so oft ich konnte.

Ich hatte stets ein großes Verlangen, zu reiten. Alle Fuhrleute in der Stadt bat ich als Bube, mich doch einmal reiten zu lassen. Auch meinen Paten *Ferdinand Ummenhofer* bat ich oft darum. Einigemal willfahrte er mir und ich war stolzer als ein König, wenn ich auf seinen kleinen zierlichen Pferden saß. Meine Sehnsucht, zu reiten, wäre mir einmal bald sehr schlecht bekommen. Ich schaute den Fohlen auf der Weide zu und bestieg ein solches fast ausgewachsenes Tier kurzer Hand von der Barriere aus. Das muntere Tier hatte indessen wenig Verständnis für meine Reitlust; es bäumte sich hinten und vornen, schlug wütend aus und ich konnte mich nur durch einen tollkühnen Sprung retten. Ich fiel dabei so unsanft auf den Boden, daß mir Hören und Sehen verging und damit auch endgültig die Lust zum Reiten.

Neben den Schulstunden in der Volksschule mußte ich mit meinen Eltern ins Feld. Da ich diese Arbeiten schlecht vertrug, suchte ich mich oft zu drücken.

Desto eifriger war ich auf der Straße beim Spielen. Wir spielten *Räuber* und *Zollgardisten*, wobei es darauf ankam, möglichst rasch einen gewissen

Platz oder eine Straßenecke zu erreichen. Da lernten wir rennen. Vielmal spielten wir auch Soldaten mit Holzsäbeln und Gewehren. Natürlich wollte keiner Gemeiner sein. Gern gingen wir auch auf die Speicher der Häuser und riefen nun von oben den Passanten Spitznamen herunter.

Ich hatte eine große Fertigkeit im Stelzenlaufen. Meine letzten Stelzen waren so hoch, daß ich den Leuten in das erste Stockwerk hineinsehen konnte. Am meisten zog uns die *Brigach* an, die bis 1875 noch nicht kanalisiert war und recht viele tiefe Stellen hatte. Da wimmelte es von großen Fischen und Hechten. Schon mein Großvater, der *Polizeibaltes* war ein guter Fischer gewesen. Mein Vater erzählte mir, daß der *Baltes* einmal in einem Gumpen einen Hecht gefangen und herausgeworfen habe, den die Buben fast nicht überwältigen konnten, so groß war er. Wie oft schaute ich mit Gruseln in die tiefen Gumpen und schaute die großen Weißfische an. Natürlich war ich darauf bedacht, solche Tiere zu fangen und der Mutter zum Braten heimzubringen. Einmal gelang mir dies. Es war Laichzeit und im Brigachkanal trieben sich Weißfische massenhaft herum in ganz seichem Wasser. Kurz entschlossen warf ich mit einem Backstein hinein und hatte einen mehrpfündigen Fisch betäubt. Ein Sprung ins Wasser zu dem Fisch war das Werk eines Augenblickes. Dann nahm ich das zappelnde Tier unter meinen Kittel und rannte vergnügt zu Muttern, um die Beute abzugeben. Sie briet dann den Fisch und der Vater holte einen Magenkatarrh dabei, der ihn für einige Zeit bettlägerig machte.

Im Jahre 1876 wurde dann die Brigach kanalisiert und tausende von Fischen gingen zu Grunde, weil sie aus den Gumpen nicht hervorzubringen waren. Die Arbeiten wurden von Italienern ausgeführt und wir Kinder schauten diesen aufgeregten Südländern zu.

Im Winter ging ich mit einer großen Axt bewaffnet auf das Brigacheis und hieb Schollen heraus, auf denen wir Schiff fuhren. Natürlich brachte ich jeden Abend nasse Schuhe und Füße heim zum großen Ärger meiner Mutter. Sie schimpfte immer fürchterlich und warnte mich vor Erkältung. Es

half aber nichts, ich wußte mich immer wieder fortzuschleichen und holte oft Kehlkopfkatarrh, Schafhusten, der aber rasch wieder verging. Wenn ich Husten hatte, legte ich mir nachts den linken Strumpf um den Hals, ein altes Hausmittel, das prompt wirkte.

Am meisten hatten wir Buben Freude, wenn die Brigach Hochwasser mit sich führte. Da der wütende Fluß dann die Ufer oben im Tal überschritten hatte, brachte er immer Holz mit, das wir begierig auffischten und nach Hause schleppten. Manches Brett, manchen Flöckling habe ich so ergattert.

Im Schlittschuhfahren war ich ebenfalls ein Meister, besonders konnte ich gut rückwärtsfahren. Die Schlittschuhbahn auf dem Weiher am oberen Wasser bot reichlich Platz zum Üben. Im Kurvenfahren leistete ich nichts, ich fürchtete für meine Knochen.

Im Herbst ging ich zum Ährenlesen, wenn wir im Felde gerade nichts zu tun hatten. Dann gings in die Haselnüsse. Ich bestieg die Haselnußhecken am Schwalbenhag und am Marbacherwäldchen wie die Bäume und brachte ganze Säcke voll Nüsse heim, die uns den ganzen Winter mundeten. Auch die herben Holzbirnen meiner Heimat wurden gesammelt, ins Heu gelegt und dann gar gegessen. Die Buben vom Bodensee würden solches Zeug ausspucken. Das Obst an den Bäumen holten wir meistens schon unreif. In den Feldern stahlen wir Gelb- und Weißrüben, Erbsen. Besonders hatte ich es auf die Kirschen abgesehen. Ich bin ganze Sonntagnachmittage auf den Kirschbäumen auf der Altstadtsteige gegessen wie ein Affe und habe mich übertoll gegessen von den süßen Früchten. Wir aßen die mit den Steinen, damit man eher satt wurde. Blinddarmentzündung bekam keiner, dagegen Verstopfung.

Den ganzen Sommer war ich barfuß; wie oft habe ich Wunden gehabt von Glasscherben, Nägeln u. s. w. Sie wurden nie verbunden und heilten von selbst. Unterhosen, Unterleible und Überzieher waren mir unbekannte Dinge. Den ersten Überzieher mußte ich mir anschaffen als Postgehilfe in Vöhrenbach.

Im Frühjahr brannten wir die Raine an und freuten uns göttlich, wenn die Hecken lichterloh brannten. Daran, daß die armen Vögel dabei um ihre Nester kamen, dachten wir unüberlegte Buben nicht. Wenn's nur recht brannte!

In meiner Jugendzeit wurde der nördliche Turm des Münsters umgebaut. Da war ich manchen Nachmittag oben auf dem Turm und übte mich im Klettern auf schwierigen Stellen. Einmal rutschte ein Brett unter mir und ich wäre beinahe in die Tiefe gefallen.

Auf den Wiesen übten wir uns im Spechten. Bei diesem Spiel wurden spitze Pfähle in den Boden geworfen und der Gegner suchte nun diese Pfähle dadurch aus dem Boden herauszubringen, daß er seinen Pfahl dicht daneben in den Boden warf.

Im Frühjahr gingen wir in die Wiesen und holten den ersten Sauerampfer und Bocksbart. Wir aßen dieses Grünfutter wie die Wiederkauer. Ich wundere mich noch heute, daß keines erkrankte. In den Wäldern machten wir Feuerle und schossen aus hohlen Schlüsseln. Der Schlosserkarle brachte ab und zu eine Feuersteinflinte mit, aus der wir große Bleikugeln schossen. Diese prallten oft an den Bäumen ab und fuhren uns um die Ohren herum. Wenn einer getroffen worden wäre, wäre er schwer verletzt worden.

Im Monat Mai fingen wir die Maikäfer und hielten sie in Zigarrenkistchen. Im Juni taten wir das gleiche mit den Heuschrecken. Schließlich gaben wir diese Insekten den Hühnern.

Ein beliebtes Spiel war auch das Reif schlagen. Auf den Trottoirs spielten wir mit Kügeles und Bohnen. Andere ließen ihre Tanzknöpfe springen, die man schon um 5 Pfennig erhielt. Ich hatte eine Schleuder aus Gummi, mit der ich Spatzen schoß. Manchmal ging auch ein Schuß fehl und traf eine Fensterscheibe, die dann die Mutter bezahlen durfte.

Zu Hause spielten wir Karten, Schwarzpeterles, Sechsendsechzig und Roa. Mit meinem Vater zog ich gern die Neune, wurde aber von ihm stets eingeschlossen. Er war ein Meister in diesem Spiel. Auf dem Speicher warf ich den Heulicher in die Balken mit der Sicherheit eines Indianers.

So verging die Zeit der Volksschule nur zu rasch und als ich die Mittelschule betreten hatte, wurde die freie Zeit mehr und mehr beschnitten.

Am meisten vermißte ich Geschwister. Wie oft habe ich doch die Hebammen gebeten, mir ein Brüderlein oder ein Schwesterlein zu bringen. Mein Wunsch wurde nie erfüllt zu meinem größten Leidwesen. Es ist überhaupt ein eigenes Gefühl, wenn man keine Geschwister hat. Man wird Egoist und verhätschelt.

Bei Beginn der großen Ferien – Sommer 1880 – nahm ich Abschied von der Volksschule. Die Beziehungen zu den Volksschul-Kameraden wurden dann im Laufe der Jahre kühler, weil die Mittelschüler und die Volksschüler an sich nicht gut aufeinander zu sprechen sind. Wir Mittelschüler wurden nur die „*Darrenbuben*“ genannt. Dieses Wort scheint aus „*D. Herrenbuben*“ entstanden zu sein. Oft gab es Händel, die auf der Straße ausgetragen wurden. Ferner wuchs bei uns Pennälern der Hochmut auf unsere höhere Bildung; wir blickten auf die Volksschüler herab, was diese ärgerte.

Das Schuljahr 1883 – 1884 brachte im Lehrkörper viele Veränderungen. Zunächst erhielt *Professor Roder* am 1. März 1883 einen Urlaub um das Stadtarchiv zu ordnen. Dieser vorzügliche Lehrer, den wir in der Obertertia wieder bekamen, gab uns *Deutsch* und *Latein*. Er war streng und gerecht.

Er ließ auch uns ärmeren Buben Gerechtigkeit widerfahren. Bei ihm ging es im Unterricht nicht so schneidig her. Er war viel in Gedanken über seine Geschichtsstudien versunken und drückte ein Auge zu, wenn wir auch Allotria trieben. Nur wenn es zu bunt wurde, so rief er einem mit dem Wort „*Stadler*“ zur Ordnung. Wenn dies in einer Stunde dreimal passierte, so gabs eine Stunde Arrest und zwar von 12 – 1 Uhr. Meistens dachte aber der zerstreute *Roder* nicht mehr daran und der Schuldiener *Pulsaterle* ließ einem dann laufen. Wenn ein Schüler eine Frage nicht beantwortete, so sprach der *Roder* salbungsvoll: „Setze Dich auf die Höslein“ oder „*sedeas*“! Sonst war er gut zu uns und streichelte uns ab und zu die Wangen.

Roder war Junggeselle und eigentlich mehr Historiker als Lehrer. Es war eine Freude, seinen Vorträgen in der Geschichte zuzuhören. Mir war er stets zugetan und ich arbeitete auf seine Stunden immer gewissenhaft. Das hat er mir nie vergessen. Noch später schrieb er mir ab und zu, wenn ich befördert wurde. Ich traf ihn wiederholt in *Konstanz*, wo er dann stets längere Zeit mit mir sprach. Im Jahre 1916 schenkte er mir einen Sonderabdruck des Bauernkriegs im Schwarzwalde mit einer handschriftlichen Widmung. Er starb 1921 hochbetagt in Überlingen.

Am 11. September 1883 wurde von *Pforzheim* Professor *Unser* an die Anstalt versetzt. Wir hatten ihn als Nachfolger *Roders* in *Latein* und *Deutsch*. Er war ein schwarzer, hagerer, bärtiger Mann mit schwarzen stechenden Augen und einem goldenen Zwicker. Sein ganzes Gesicht war ein Ausschlag, so daß einem manchmal der Ekel kam.

Am Schlusse der *Untertertia* war ich der 6. Schüler. Trotzdem drohte uns der *Unser*, wir müßten bei Eintritt in die *Obertertia* noch ein Examen im *Lateinischen* machen, denn unsere Kenntnisse in dieser Sprache seien noch ungenügend, obwohl er uns im Zeugnis „genügend“ gegeben hatte. Das ärgerte mich derart, daß ich die Schule verließ und im November 1884 zu Metzgermeister *Albert Fischer* in der Brunnengasse in die Lehre trat (*heute Brunnenstraße 13, Metzgerei Bächle*).

Meine Patin *Hämmerle* hatte die Sache vermittelt. Der Metzgermeister *Fischer* hatte sein Geschäft gegenüber dem Schlossermeister *Hämmerle*, auch war die Patin *Hämmerle* täglich im *Fischerschen* Hause. Ferner war der Vater meines Lehrmeisters, *Metzger Severin Fischer*, der damals noch am Leben war, ein Freund des *Baptist Zeller*, des Stiefsohns meines Großvaters *Josef Zeller* gewesen. Ich war der erste und letzte Lehrbub meines *Meisters*, der kurz vor meinem Eintritt das Geschäft vom alten *Severin* übernommen und sich verheiratet hatte. *Albert Fischer* war alles nur kein Lehrmeister, dazu fehlte ihm die Geduld und die Nächstenliebe.

Der Entschluß, ein Handwerk zu erlernen, reifte nur sehr langsam in mir. Ich hatte die Schule etwas satt, weil mir die ewige Bettelei wegen der

Schulgeldfreiheit und das Betteln der Bücher aus der Armenbibliothek zuwider war und weil ich merkte, daß mich der Professor *Unser* nicht leiden konnte. Meine Eltern hatten große Bedenken wegen meiner schwachen Gesundheit, denn die Metzgerei stellt an die Gesundheit große Anforderungen. Ich ließ mich indessen von meinem Vorhaben nicht mehr abbringen und an einem Montagmorgen im Spätherbste 1884 trat ich meinen Gang in die *Brunnengasse* zum Meister an. Kaum angekommen, mußte ich sofort mit ins Schlachthaus, wo wir eine Kuh schlachteten. Ich benahm mich dabei so ungeschickt, daß ich gleich einige Ohrfeigen vom Meister erhielt. Ich konnte nämlich, weil zu klein, die Rechen zum Aufhängen des Fleisches nicht erreichen und ließ ein Euter fallen. Diese Ohrfeigen stimmten meine Begeisterung ungemein herab und ich sah, daß ich hier in eine rohe Gesellschaft geraten war. Es gibt ein Sprichwort, das heißt, der Teufel habe alles eher werden wollen, als ein Lehrbube oder eine Kindsmagd. Das war mein Trost und die Hoffnung, daß auch die *Lehrbubenzeit* herum gehen werde.

Die ersten paar Tage war ein junger Geselle, namens *Gregor Weißer* von Unterkirnach neben mir. Er war ein hochgewachsener Mensch, kräftig, ruhig und gutmütig, der noch beim alten *Fischer* gelernt und seine Lehrzeit eben beendet hatte. Dieser *Gregore*, oder *Gori*, wie man ihn nannte, trat nach wenigen Tagen aus und an seine Stelle ein dem Metzger *Konstanzer* in *Villingen* aus der Lehre entlaufener Lehrbub namens *Josef Rosenfelder* aus *Möchweiler*. Er war vom jungen *Konstanzer* gequält worden und hatte Fersengeld bezahlt. Wir beide sollten nun die Sache machen. Gleich am ersten Tage büßte ich fast zwei Finger meiner linken Hand ein, die ich unvorsichtiger Weise beim Fleischhacken unter den Spalter gebracht hatte. Das war keine gute Vorbedeutung.

Wir hatten mäßig zu arbeiten. Die Arbeit fing um 5 oder 6 Uhr früh an und an manchen Tagen dauerte sie bis 7 Uhr abend, manchmal auch noch länger. Schutzbestimmungen über die Arbeitszeit oder für Lehrlinge gabs damals noch nicht. Die rohe Willkür der Meister herrschte. Die Lehrbu-

ben wurden geschlagen und die Gesellen schlecht bezahlt. So erhielt ein tüchtiger Geselle in der Woche 4–5 M neben freier Station. Ein Lehrbube hatte 2 Jahre zu lernen und das Lehrgeld betrug 60 Mark.

Bald merkte ich, daß ich für den Beruf zu schwach war. Das schwere Arbeiten und Lastentragen kam mich sehr hart an: ich wurde entsetzlich müde. Wir hatten zwar gute Kost und gute Zwischenmahlzeiten. Aber trotzdem kam ich gesundheitlich nicht vorwärts. Wir mußten nebenher noch das viele Holz machen. Das Sägen strengte mich furchtbar an. Ich brachte die Säge fast nicht vorwärts. Alle Augenblicke bekam ich Prügel vom Meister für Ungeschicklichkeiten oder für Dinge, die meine Kräfte überstiegen. Zur Vermehrung meiner Qualen war der Winter 1884/85 sehr streng. Wir mußten viel frieren im kalten Schlachthaus. Da bekam ich am rechten Fuß eine Frostwunde, die nicht mehr zuheilte. Ich konnte fast nicht mehr gehen, jeder Schritt tat mir weh. Da kam mir langsam die Überzeugung, daß ich diesem Handwerk doch nicht gewachsen sei und daß es für mich das beste wäre, wieder in die Schule, also zu dem kleineren Übel zurückzukehren. Diese Überlegung quälte mich mehrere Tage und mein Mitdulder *Rosenfelder*, der wie ich geplagt wurde, sprach mir zu. Ich hatte leider nicht den Mut, meinem Meister den Entschluß mitzuteilen, noch weniger wollte ich mit den Eltern über die Sache sprechen.

Die Fastnacht 1885 kam und nach ihr war mein Entschluß gereift. Ich konnte nur durch einen Gewaltstreich aus diesen Fesseln kommen.

An einem trüben Abend, Ende Februar 1885, nachdem ich wieder gehörig Prügel bekommen hatte, packte ich meine Sachen und ging, ohne dem Meister ein Wort zu sagen, nach Hause. Lange stand ich an jenem Abend, der ein Wendepunkt für mich wurde, vor einigen Schaufenstern herum und kämpfte einen schweren Kampf. Was würden die Eltern sagen, wenn ich so heimkäme. Schließlich faßte ich Mut und trippelte; nachdem es inzwischen Nacht geworden war, meinem Elternhause entgegen. Schwereren Herzens habe ich

es nie betreten. Die Mutter wetterte fürchterlich, ich müsse unbedingt wieder zum Meister zurück, man dürfe nicht fortlaufen, das sei unehrenhaft u. s. w. Zum Glück war mein Vater viel vernünftiger. Er meinte, ich solle wieder in die Schule, einen Metzger gäbe ich doch im Leben nie, ich sei zu schwach. Mein offener Fuß, den ich vorzeigte, sprach ebenfalls zu meinen Gunsten. So durfte ich zu Hause bleiben und mein Meister machte auch nicht die geringste Anstrengung, mich wieder zu bekommen. Er hatte mich ebenso genug, wie ich ihn. Er jagte nun auch noch den *Rosenfelder* weg und holte den *Gregor Weißer* wieder. Er war mir auch gar nicht böse; meine Patin hatte wieder vermittelt. Von meinem Herzen war ein Alpdruck genommen...

Also mein Vater sprach nach meiner Flucht aus dem Metzgerberufe beim Direktor *Eberstein* für mich wieder vor und dieser nahm mich mit offenen Armen in die Schule zurück. Er war stets gut auf mich zu sprechen gewesen und freute sich über meinen Entschluß. Ich mußte aber wieder auf die Untertertia zurück, da ich das bisher auf der *Obertertia* durchgenommene Pensum nicht mehr nacharbeiten konnte. Mit Lust und Liebe ging ich nun wieder in die Schule, etwa Mitte März 1885.

Am 11. September 1885 trat ich nun auf die Obertertia über. Wir waren nur noch unsere 6 Schüler. Nun galt es gehörig zu lernen, denn bei so wenig Schülern kann man nicht flunkern, man kommt zuviel „dran“. Zum Glück hatten wir auf dieser Klasse nur gute Lehrer. Im Deutschen den *Professor Dr. Roder*, ebenso im Französischen und in Geschichte.

Anmerkung:

Im Jahreshft XVIII, 1993/94 erschien bereits ein erster Abschnitt aus den Memoiren des Villingers *Joseph Stadler*. Er schildert dort aus seiner Sicht das Leben seines Großvaters *Balthasar Stadler* (1800–1867), genannt „*Polizeibaltes*“.

Diesmal haben wir aus den 2000 Seiten umfassenden Memoiren einen Lebensabschnitt des Autors aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert für die Veröffentlichung ausgewählt. Interessant ist sicher aus heutiger Sicht, wie „ländlich“ und naturverbunden der Alltag in Villingen damals ablief.

Dank gebührt *Eugen Bode*, der die *Stadler-Chronik* in Hall in Tirol bei Nachfahren des Verfassers „entdeckte“ und für das Archiv unseres Vereins kopierte.

Wer von Villingen aus Richtung Unterkirnach hinter der Stadtgärtnerei parallel zur Bahnlinie zum Kirnacher Bahnhöfle wandert, trifft auf halbem Weg auf die Unterführung eines Ökonomiegebäudes, das ehemals zur Feldner Mühle gehörte. Die Mühle hat eine bewegte Vergangenheit, die bis in das Jahr 1335 zurückreicht. Ihre Lage läßt den Schluß zu, daß sie vielleicht im frühen Mittelalter zum Kloster Waldhausen (siehe Paul Revelio: Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen-Schwenningen, Seite 25) gehörte.

Im Mittelalter hatte die Müllerzunft in Villingen ihre hohe Blütezeit. Villingen kann als eine der Geburtsstätten der Wassermühlen in Deutschland bezeichnet werden. Im Mittelalter waren es in Villingen nicht weniger als 17. Die Müller galten damals als die Wohlhabendsten und Einflußreichsten. Sie lebten unter einem besonderen Recht, dem „Mühlenrecht“. Obwohl die Mühlen außerhalb der Stadt lagen, galten die Müller nicht als Ausbürger, sondern als Vollbürger. Der Boden der Villingener Mühlen wurde behandelt, als ob er in der Stadt gelegen wäre. Während der gewöhnliche Villingener Bürger vor dem hohen Rat der Stadt nur in Mantel und Hut erscheinen durfte, war es dem Müller gestattet, in seiner Arbeitskleidung, den Sack unter dem Arm, vor den Rat zu treten. Schon im Jahr 1358 erließ der Rat der Stadt eine Mühlenordnung, eine der ältesten des Landes. So wurde der Mahllohn festgelegt. Jeder Müller und Mahlknecht mußte, bevor er mahlte, zu den Heiligen schwören, nicht mehr zu nehmen, als den ihnen bewilligten Lohn.

Die Feldner Mühle wurde unter dem Namen Kunstmühle weit über Villingen hinaus bekannt. Das Mehl wurde teilweise vierspännig mit Pferdefuhrwerken bis nach Neustadt im Schwarzwald transportiert. Bis tief ins 19. Jahrhundert hinein

bewahrte sich die Stadt Villingen ihre Bedeutung als Umschlagplatz für Getreide. Jeden Dienstag war Hauptfruchtmarkt. Die hochbeladenen Wagen sollen vom jetzigen Kaufhaus in einer einzigen Reihe über den Münsterplatz an der Rabenscheuer vorbei und in der Oberen Straße bis zum Marktplatz gestanden haben.

Um 1800 war die Kunstmühle ein Hammerwerk der Firma Osiander und wurde als „Oberer Hammer“ bezeichnet. Der „Untere Hammer“ stand beim ehemaligen „Waldblick“. Die Mühle scheint bald darauf auf eine einfache Mühle umgestellt worden zu sein. Im Jahr 1839 bauten Johann Martin Kienzler & Company die Mühle völlig neu und massiv auf und versahen sie mit der damals neuesten Technik, dem sogenannten amerikanischen System. Während die übrigen 16 Kunstmühlen ausschließlich dem Eigenbedarf ihrer bäuerlichen Kundschaft dienten, befaßte sich dieser neue Betrieb mit dem handelsmäßigen Vertrieb seiner Erzeugnisse. Hinter dem Firmennamen J. M. Kienzler & Company standen als Gründer die Villingener Bürger, Weinhändler Johann Martin Kienzler, Kaufmann Johann Nepomuk Schönacker und der Förster Friedrich Hubbauer. Das Gründungskapital betrug 30 000 Gulden. Die massiv aus Stein erbaute, mehrstöckige Mühle, erforderte zu ihrem Betrieb 5–6 Mahlknechte. Die Produkte gingen außer in die Umgebung, nach Breisach, zuweilen auch nach Rastatt, Karlsruhe und Mannheim. Über die zeitweilige Bedeutung der Mühle, wurde im Katalog der Industrie- und Gewerbeausstellung von 1858 folgendes erwähnt: „Dieses Etablissement trug seit seiner Entstehung wesentlich zur Emporhebung des Villingener Fruchtmarktes bei, da dasselbe in der Regel als Käufer von wenigstens einem Viertel des auf dem Markte angefahrenen Kernenquantums ist. Die städtische

Kaufhausrente hat sich dadurch von 2000 auf 4000 Gulden erhoben“.

Die Mühle zählte damals mit der chemischen Fabrik und der Dold'schen Spinnerei und Weberei zu den größten Unternehmungen der Stadt. Im Jahr 1868 ging die Mühle ganz auf den Teilhaber Schönäcker über. Da die auswärtige Konkurrenz die Vorteile des Anschlusses an das Eisenbahnnetz schon genoß, ließ sich die Mühle nur schwer halten. Sie ging 1869 an den Kompagnon Ernst Wirtum über. Dieser führte das Unternehmen bis 1884. Selbst nach Eröffnung der Schwarzwaldbahn gelang es ihm aber nicht mehr, dem Unternehmen zur Blüte zu verhelfen. Vorübergehend wurde die Mühle von Hermann Oberle in Pacht genommen. Längere Zeit stand sie zum Verkauf an. 1884 wurde die Mühle von den aus Nürtingen kommenden Gebrüder Künkele übernommen und im folgenden Jahr an den Crailsheimer Herrenmüllersohn Hermann Feldner übertragen.

(Siehe Bericht von Eugen Bode, Jahresheft XVII 1992/93, Seiten 61–73, des Geschichts- und Heimatvereins über Wasserwerke in Villingen. Die Feldner Mühle ist u. a. auf Seite 66 auf einer Farbpostkarte aus dem Jahre 1907 abgebildet.)

Hermann Feldner brachte von Hause aus ein ansehnliches Vermögen mit nach Villingen. Er hatte Ende 1880 die Tochter einer begüterten Bauernfamilie aus Altenberg im Hohenlohischen geheiratet. Dieser Wohlstand brachte der jungen Familie den Ruf ein, die reichste in Villingen zu sein. Aus der Ehe gingen drei Söhne und eine Tochter hervor. Der älteste Sohn geriet in vorgerücktem Studium in geistige Umnachtung und mußte bis zu seinem Tod (über 20 Jahre lang) in einer Pflegeanstalt aufgenommen werden. Die einzige Tochter ergriff den Beruf einer Haushaltslehrerin. Sie heiratete einen polnischen Grafen, mußte sich aber, nachdem dieser sie verlassen hatte, mit ihrem Kind selbst durchs Leben schlagen.

Während des Krieges 1914/1918 starb Hermann Feldner. Die beginnende Inflation nagte und fraß an dem ohnehin schon zusammengeschmolzenen Vermögen. Die Mühle war seit den 90er Jahren, als ausländisches Getreide und das Mehl der



Briefkopf-Illustrationen der Feldner Mühle vor dem 1. Weltkrieg (Stadtarchiv Villingen-Schwenningen 1.42.3, Nr.123)

Großmühlen Deutschland überschwemmte, nicht mehr rentabel. Das restliche Vermögen zehrte eine Gesundheitsbeterin auf. Die Restfamilie entschloß sich, das Anwesen zu verkaufen, fand aber trotz vieler Ausschreibungen keinen Käufer. Im Jahr 1927, als die Mehrzahl der Familienangehörigen verweist war, brannte eines Nachts die Mühle ab. Der jüngste, an einer Rückenmarkskrankheit leidende, gelähmte Sohn konnte durch den Hausdiener des nahen Kurhauses Kirneck erst im letzten Augenblick noch gerettet werden. Im Krankenhaus gestand der Sohn Feldners, den Brand gelegt zu haben. Teilweise wird auch berichtet, Hermann Feldner habe den Ersten Weltkrieg überlebt und er habe den Brand gelegt. Aufgrund der Schicksalsschläge, die die Familie Feldner erlitten hatte, verkündete das Schwurgericht ein mildes Urteil. Der Sohn wurde zu einer Bewährungsstrafe verurteilt. Die Mutter, Marie Feldner und die Kinder zogen nach Karlsruhe.

Nach dem Brand ging das vollkommen zerstörte Objekt mit seinem großen Bodenareal in den Be-

sitz der Baugenossenschaft. Diese übertrug die noch teilweise verbleibende Entschädigung aus der Brandversicherung auf andere Neubauten und trat dann das Gebäude samt dem noch stehenden Ökonomieteil an die Stadtgemeinde ab. Das Mauerwerk der Ruine stand noch einige Jahre, bis es schließlich dem Erdboden gleichgemacht wurde.

Die Stadtgemeinde überließ das Ökonomiegebäude dem Forstamt, welches darin vier Wohnungen für Waldarbeiter einrichtete. Das Ökonomiegebäude der Mühle dämmerte seinem Verfall entgegen.

Im Jahr 1986 bot die Stadt Villingen-Schwenningen die Feldner Mühle zum Verkauf an. In Rede stand der Ausbau zu einem Reiterhotel. Der Leiter des städtischen Forstamtes, Forstdirektor Härle sah durch ein Reiterhotel in Waldrandlage den Waldfrieden in Gefahr. Er setzte sich tatkräftig dafür ein, daß der Förderverein für das körperbehinderte Kind Villingen-Schwenningen e.V., welcher am 8. 3. 1974 gegründet worden war, den Zuschlag erhielt.

Unter größtem persönlichem Einsatz des damaligen Vorsitzenden des Fördervereins, Herrn Walfried Ballof wurde die Feldner Mühle mit einem Aufwand von 1,35 Mio. DM zum Heim für körperbehinderte Kinder ausgebaut. Von den Kosten übernahm die Stadt Villingen-Schwenningen 150.000,- DM, 600.000,- DM steuerte die Aktion Sorgenkind bei. 320.000,- DM wurden durch Landeszuschüsse aufgebracht. 50.000,- DM flossen aus Spenden der Lebenshilfe. 230.000,- DM erbrachte der Förderverein aus Spenden und Bußgeldern.

Am 18. 5. 1987 wurde das Haus als Heim für körperbehinderte Kinder eröffnet. Der Verein pachtete 266 ar Ackerland hinzu. Seither wird die Feldner Mühle durchgehend vom Verein genutzt. Nach 18jähriger Vereinsführung übergab Herr Walfried Ballof den Vorsitz 1992 an Siegfried Kauder, der seither den Verein leitet.

Der Verein hat derzeit 260 Mitglieder und betreut mit zwei Diplom-Sozialpädagoginnen, einer Heilerziehungspflegerin und bis zu vier Zivildienstlei-



Ein stolzer Besitz war ehemals die Feldner Mühle unmittelbar zwischen Brigach und Bahnlinie zwischen der heutigen Stadtgärtnerei und dem Kirnacher Bahnhöfle gelegen. Heute steht nur noch das Ökonomiegebäude (im Hintergrund).



Ein trauriges Bild bot sich, nachdem der Mühlenbesitzer Hermann Feldner sein Haus in Brand gesetzt hatte, nachdem der Betrieb völlig verschuldet war. Diese Ruine wurde später vom freiwilligen Arbeitsdienst abgerissen.

stenden 95 Kinder. Es stehen 20 Pflegeplätze zur Verfügung. Acht Pferde, die therapeutisches Reiten mit den behinderten Kindern ermöglichen, aber auch der Allgemeinheit zum Reiten zur Verfügung stehen, werden von einem Pferdepfleger betreut.

Der Verein bietet für körperbehinderte Kinder offene Hilfen (stundenweise Unterbringung), Kurzzeitunterbringung, teilstationäre Aufnahme, Ferienprogramme und die Möglichkeit für Landschulheimaufenthalte an.

Provinzstadt zwischen Tradition und Moderne

Villingen 1918 – 1933

Annemarie Conradt-Mach

1. Soldatenräte – Arbeiterräte – Bürgerräte

Am 9. November 1918 erklärte der Deutsche Kaiser seinen Thronverzicht. Am 9. November 1918 begann in Villingen die Revolution. Bereits am 6. 11. hatte die Schwarzwälder Presse ihre Leser über die Meuterei der Kieler Matrosen unterrichtet. Die Lage in der Villingener Kaserne war gespannt und in Erwartung der kommenden revolutionären Ereignisse. Der spätere sozialdemokratische Innenminister Badens Adam Remmele, im November 1918 Soldat in der Villingener Kaserne, berichtet über die Revolutionstage, daß die Kieler Meuterei vor den Soldaten geheimgehalten worden sei, auf den Bahnhöfen hätte man Kontrollposten aufgestellt, um die ankommenden Soldaten auf „ordnungsgemäß ausgestellte Urlaubsscheine hin“ zu kontrollieren. „Wer ohne Urlaubsschein ankommt, soll festgenommen werden.“ Diese Anweisung für die Kontrollposten verbreitete Unruhe unter den Soldaten. In der Nacht zum Sonntag, dem 10. 11. 1918, trafen in Villingen die ersten Marinesoldaten ein mit Urlaubsscheinen, die den Aufdruck „Soldatenrat Wilhelmshaven“ trugen. Am Sonntagmorgen wurden die Soldaten in der Villingener Kaserne zusammengerufen. Ihnen wurde mitgeteilt, daß es Unruhen gegeben habe. Am Sonntagmittag zogen Soldaten mit einer roten Fahne durch Villingen. „Sendboten“ aus Donaueschingen forderten zur Bildung eines Soldatenrates auf.

Das Sozialdemokratische Organ, die Freiburger „Volkswacht“, berichtete über Villingen:

„Am letzten Sonntag (10. 11. 1918) wurde hier ebenfalls ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet. Vom Lindenhof zogen nachmittags Zivil- und Militärpersonen durch die Stadt nach dem Gasthof zum Felsen. Im überfüllten Saale wurde getagt. Ein Soldat, ein bewährter Genosse, leitete die Versammlung, an der

Zivil- und Militärpersonen teilnahmen. Auch das Hauptreferat übernahm dieser Genosse, welcher die Notwendigkeit der Bildung eines Arbeiter- und Soldatenrates klarlegte. Seinen längeren Ausführungen folgte tobender Beifall... Alsdann wurde zur Bildung des Arbeiter- und Soldatenrates geschritten. Dieser besteht aus einer Abordnung Soldaten aus allen Kompanien, aus Vertretern der sozialdem. Partei (Mitgliedschaft Villingen) und des freien Gewerkschaftskartells.“

Die Lage in Villingen blieb ruhig. Ein Aufruf des Bürgermeisteramtes „An die Villingener Bevölkerung“ in den Zeitungen vom 11. 11. 1918 signalisierte Zusammenarbeit mit dem Arbeiter- und Soldatenrat und betonte, daß „die Ordnung unter allen Umständen aufrecht“ erhalten werde.

Zwei Tage nach der Abdankung des Kaisers war für die Soldaten in der Villingener Kaserne der Krieg vorbei. Die meisten wollten möglichst schnell nach Hause. Durch den Zusammenbruch des alten Regimes hoffte man nun auf raschen Frieden. Die Stimmung unter den Soldaten korrespondierte mit der Unzufriedenheit unter den Fabrikarbeitern, hervorgerufen durch Überstunden und Mangelernährung. Die bürgerlichen Kreise, Stadtparlament und Bürgermeister wurden von der revolutionären Entwicklung überrannt. Unter dem Druck der Straße und um Ausschreitungen vor allem jugendlicher Soldaten und Arbeiter zu verhindern, war man zur Zusammenarbeit mit dem neugebildeten Arbeiter- und Soldatenrat bereit.

Aber schon in der ersten Revolutionswoche zeigte sich, daß die alten Eliten, die nationalliberalen, liberalen und christlich orientierten Villingener Handwerker und Kleinunternehmer um ihren Einfluß und ihre Stellung in der Stadt bangten. Am 17. 11. versammelten sich die Liberalen im „Falken“, um zu „den brennenden Tagesfragen Stellung zu

nehmen“ und Einfluß auf die Rätebewegung zu nehmen...

Am selben Tag veranstaltete der Arbeiter- und Soldatenrat einen Demonstrationsumzug mit Musik vom Riettor zur Tonhalle, anschließend fand eine große Massenversammlung mit „üblichem Massenbesuch“ statt. Alle Vertreter des öffentlichen Lebens waren anwesend, sämtliche politischen Richtungen vertreten.

In dieser Versammlung betonte der Vorsitzende des Arbeiterrates, Herr Neidinger, „daß der Arbeiterrat sich durchaus nicht einseitig zusammensetzen wolle, sondern Vertreter aller Organisationen in sich einschließe“.

Auf dieser Versammlung schien eine Koalition zwischen christlichen und sozialdemokratischen Kräften, einig in den Zielen, perfekt zu sein. Die Demonstration der Gemeinsamkeiten der unterschiedlichen politischen Lager verdeckte aber nur kurzfristig die Angst der bürgerlichen und auch der katholischen Gruppierungen in Villingen vor einem Überhandnehmen des sozialistischen Einflusses.

Die bürgerlichen Arbeiterräte, die nach dem 12. 11. 1918 zugewählt wurden, dienten zwar dazu, bürgerliche Interessen in die Rätebewegung einzubringen. Langfristig sah man aber in diesem politischen Lager die Räte nicht als eine funktionsfähige politische Institution an. Allgemein galten die Räte als Institution, die eine möglichst reibungslose Demobilmachung gewährleisten sollten, nicht als Institution auf Dauer.

Wegen der schwierigen politischen Situation und der schlechten Wirtschaftslage mußte die Villingener Fasnacht 1919 zum fünften Mal seit Kriegsbeginn ausfallen.

„Daß dieses Jahr die Fasnacht unterbleiben mußte, ist auch für die Villingener eine Selbstverständlichkeit. Es wäre auch ganz angebracht gewesen, wenn etwa die Narro-Zunft in einer Proklamation für dieses Jahr den Streik verkündet hätte, als Protest gegen die Narretei der Zeit in Permanenz. Im übrigen hätte es für Abhaltung der Fasnacht manchen Stoff gegeben... An Motiven für Wagen und Fußgruppen hätte es wahrlich nicht gefehlt, besonders wenn dann

Villingen, den 14. November 1918.

Der Arbeiter- und Soldatenrat:
Neidinger, Hauptmann Onas, Ejd, Mannh.

Befehl des Arbeiter- und Soldatenrates.

für Samstag und Sonntag, den 16. und 17. ds. Mts.
haben sämtliche Kohale oberhalb 9 Uhr zu schließen. Die Ziellbeudkerung hat bis zu dieser Zeit in ihren Quartieren zu sein.

Nach dieser Zeit angetroffene Personen ohne Ausweise werden durch unsere Patrouillen mitgenommen. Zureichende haben sich unverzüglich in ihre Quartiere zu begeben.

Das unerlaubte Waffentragen ist von heute ab bei Androhung schwerster Strafe verboten.

Villingen, den 14. November 1918.

Der Sicherheitsausschuß des Soldatenrats.

Hoffe, Feldwebeltruant.
Untersoffizier Schiefjinger, Landstammann Klein.

Anschlag des Arbeiter- und Soldatenrats Villingen

noch aus der reichhaltigen Geschichte der Stadt sinnreiche Gegenbeispiele genommen worden wären. Dem Huldigungswagen zur neuen Republik würde vielleicht jener Huldigungswagen an Baden aus dem historischen Festzug 1899 ganz passend als Gegenstück beigelegt worden sein mit der kleinen Variation, daß bei dem ersteren leuchtend rote Revolutionsmädel, den letzteren aber schwarze Klagejungfrauen umsäumten... (Es gäbe) dann eine Reihe aktueller Dinge aus Villingens Gegenwart auszumalen... zunächst einmal die Eingemeindung Schwenningens mit größeren Verbrüderungsszenen, Ausreißen der Grenzpfähle und hitzige Beratung, wer nun Ober- und Unterbürgermeister werde.“

Der Zeitungsbericht schlug außerdem ein Wagen des Kommunalverbandes vor:

„Die Tapezierung des Wagens mit den dreifarbigem Brot-, Fleisch- und Lebensmittelkarten sowie mit Bezugsscheinen gebe dem Wagen eine wesentliche Erhöhung seines Reizes und seiner Farbenpracht. Dagegen wäre dann ein Stück aus der Vergangenheit danebenzusetzen: Ein Villingener Wirtshaus mit Metzelsuppenbetrieb, der Wagen in sinniger Weise mit Ornamenten versehen als wie Blut- und Leberwürste, Villingener Würste, Schweinsknöchle, Laugenbre-

zeln, Gipfel usw. So hätte es noch vieles und ganz besonders zeitgemäßes für diesen Zug gegeben, was aber hier nicht alles verraten werden soll. Nur noch ein Bildchen mit Gegenstück sei angeführt: Eröffnung des neuen Sanatoriums (früher „Waldhotel“) für erholungsbedürftige A.- und S.-Räte und die Einweihung des erweiterten Gutleuthauses als Refugium für ehemalige gekrönte Häupter und Staatswürdenträger. Juhu! ... In den letzten Monaten erlebten wir in der politischen Welt einen abschreckenden Carnival, der jeden Einsichtigen bis ins innerste Herz erschauern macht, der uns ein Grauen aufkommen läßt vor dem mahnenden Aschermittwoch, der unausbleiblich bald kommen wird und muß.“

Die Hoffnungen, die von vielen an die neue Zeit geknüpft worden waren, wichen im Frühjahr 1919 der Enttäuschung. Man sah in der „Verkehrung“ der sozialen Verhältnisse die Ursache hierfür. Unfähige Arbeiter- und Soldatenräte machten Politik, würden sich unberechtigte Privilegien aneignen, und die alten Herrscher kämen ins Gutleuthaus. Höhepunkt der Fasnachtsschreckensvision und Symbol einer völlig aus den Fugen geratenen Ordnung wurde das Bild der Städtevereinigung, die „Eingemeindung Schwenningsens“. Eine Vorstellung, die dazu geeignet war, den Villingener Lesern das Absurde und Groteske ihrer momentanen Lebenssituation drastisch vor Augen zu führen. Eine Vereinigung von Villingen und Schwenningen war wahrhaft der Höhepunkt der Narretei.

Die Einführung des Achtstundentages im November 1918 wurde in den Villingener Handwerkerkreisen als eine wirtschaftspolitische Fehlentscheidung angesehen. Für die Sozialdemokratie war diese Kritik ein zentraler Angriff auf die Errungenschaften der Revolution. Der Hunger der Nachkriegszeit, unter dem vor allem die einkommensschwachen und unvermögenden Schichten zu leiden hatten, zerstörte alle Illusionen.

Auch die sozialistische Forderung nach Trennung von Kirche und Staat erhitzte die Gemüter. Das „Volksblatt“ beschuldigte die Sozialdemokraten des antikirchlichen bzw. sogar antireligiösen Ver-

haltens, und in einer großen Zentrums-Wahlversammlung in der Tonhalle wurde geäußert, daß der Stand der Friedensverhandlungen „ein besserer gewesen, wenn nicht die Revolution dazwischen gekommen wäre“.

Die Opposition hatte vielfältige Ursachen. Zum einen sah man in den Sozialdemokraten Gegner der christlichen Religion. Die meist jugendlichen Revolutionäre schienen alle Vorstellungen von Ordnung und Autorität in Frage zu stellen. Die Forderung nach einem Achtstundentag war mit dem Arbeitsethos und den Wirtschaftlichkeitsvorstellungen eines Villingener Handwerkers nicht mehr vereinbar. Auf der anderen Seite sah sich aber gerade auch das Zentrum als Vertreter der christlichen Arbeiterschaft und setzte sich aus diesem Grunde für mehr soziale Gerechtigkeit und für mehr Demokratie ein, da man die eigenen Anhänger nicht unbedingt in die Arme der Sozialdemokraten oder gar der Unabhängigen (USPD) treiben wollte. Die Position des Zentrums wurde im Laufe der Zeit schon deshalb stärker, weil die in Villingen anwesenden Soldaten in die Heimat entlassen wurden und damit ein wesentlicher Träger der Revolution wegfiel, aber auch weil sich die Sozialdemokraten untereinander nicht einig waren und schon bald in eine rechte und eine linke Gruppierung auseinanderfielen.

Die sozialdemokratischen Wahlgewinne und die Mitgliederzunahme der freien Gewerkschaften im Frühjahr 1919 hatten zu verstärkten Gegenaktionen der christlichen Gewerkschaften und des katholischen Arbeitervereins geführt. Die Agitation in diesem Sinne betrieb der christlich-gewerkschaftlich orientierte Redakteur des „Volksblatts“ Bernhard Fehrecke. Selbstverständlich zog er sich damit die Feindschaft der Villingener Sozialdemokraten zu.

Ihren gewaltsamen Höhepunkt erreichten diese Auseinandersetzungen im März/April 1919. Am Mittwoch, dem 13. März 1919, waren in Villingen die Betriebe geschlossen. In der Tonhalle fand eine große „Demonstrationsversammlung“ statt. Betriebe, Lebensmittelämter und öffentliche Gebäude „waren militärisch besetzt“. Von der Versamm-

Der
Fremden = Verkehr

soll wieder zugelassen werden.

Arbeiter, Bürger, wehrt Euch!

Auf zur **Massen-** 
Demonstration

am **Donnerstag** abend um 5 Uhr im
Stadtgarten

Mönchweilerstraße.

0719

Arbeiterrat der Stadt Villingen.

Anzeige gegen den Fremdenverkehr (Villinger Volksblatt vom 21. Mai 1919)

lung wurden die folgenden Forderungen gestellt:
„1. Der Redakteur des Villinger Volksblattes, Fehrecke, muß innerhalb 24 Stunden Villingen verlassen, damit der Ursache der Unruhe und Mißstimmung der Boden entzogen wird. . .

3. Ultimatum an Herrn Bürgermeister Lehmann: entweder unparteiisch seines Amtes zu walten oder sofortige Enthebung von seinem Amte. . .

5. Wir fordern von allen Arbeitgebern Einhaltung des Achtstundentages mit Arbeitsfreiheit am Samstagnachmittag.“

Die Versammelten warfen dem Volksblattredakteur Fehrecke „eine gehässige Schreibweise“ vor, die „viel zur Verbitterung der Arbeiterschaft beigetragen“ habe. Dem Gemeinderat Neidinger und dem Bürgermeister wurde „Vetterleswirtschaft“ nachgesagt. Der Volksblattredakteur Fehrecke, er befand sich unter den Anwesenden, wurde „von

der Menge aus dem Lokal entfernt“. Im Anschluß an die Versammlung zogen die Demonstrierenden zum Redaktionsgebäude des „Volksblatts“ und ließen sich dort die Entlassung des Redakteurs zusichern. Von dort ging es zum Rathaus, wo der Bürgermeister versprechen mußte, sein Amt von nun an unparteiisch zu verwalten. Die christlichen Bürgerausschußmitglieder werteten die Verhandlungserfolge allerdings mit dem Hinweis ab, sie seien „unter Maschinengewehren durchgedrückt worden“.

Die Verbannung des Redakteurs Fehrecke aus Villingen mit der Unterstützung bewaffneter Soldaten führte zu einer Welle der Empörung und schließlich zu einem Antrag der Zentrumsfraktion im Badischen Landtag. Die badischen Redakteure erhoben „schärfsten Protest . . . gegen die Verletzung der Meinungsfreiheit, insbesondere der Pressefreiheit, welche die freiorganisierte Arbeiterschaft in Villingen im Fall Fehrecke begangen hat“.

Die Villingener Unruhen setzten die Zeichen für den Beginn einer Radikalisierung der Schwarzwälder Arbeiterschaft. Die Stimmung war auf dem Tiefpunkt, von der Revolutionseuphorie nichts mehr zu spüren.

2. Kriegsfolge: Wohnungsnot

Nach den Ergebnissen der Reichswohnungszählung von 1927 hatte die Stadt Villingen bei einer Bevölkerung von 13 982 Einwohnern einen Bestand von 3 116 Wohnungen, von denen 3 104 bewohnt wurden. . . Das bedeutet, daß eine Wohnung durchschnittlich von 4,5 Personen belegt war. Auf 1 000 Wohnungen kamen 64, die mehrfach belegt waren. Diese Zahlen sagen allerdings noch wenig über die Wohnqualität in der Weimarer Zeit aus. Von den Zeitgenossen selbst wurde besonders der Zusammenhang zwischen Tuberkulose und der allgemeinen Wohnungssituation hergestellt. So verursachte in Villingen die Tbc 1913 über 27 Prozent der Todesfälle, 1919 sogar 30 Prozent, 1923 über 32 Prozent. 1924 sank der Anteil der Tbc-Toten dann auf knapp 17 Prozent.

Im Krieg hatte man die Baustoffe für den Kriegs-

einsatz beschlagnahmt, das bedeutet, daß etwa 4 ½ Jahre lang keine Privatwohnungen mehr gebaut worden waren. Jetzt kehrten die Soldaten aus dem Krieg zurück, die geburtenstarken Jahrgänge der Jahrhundertwende kamen ins heiratsfähige Alter und suchten nach Wohnungen. Da der Bedarf so schnell nicht gedeckt werden konnte, ging man zunächst daran, den Mangel mit Hilfe des städtischen Wohnungsamtes zu verwalten. Die Zahlen der wohnungssuchenden Familien und der vom Wohnungsamt untergebrachten Familien standen in einem eklatanten Mißverhältnis.

Speicher, Keller, Büros, Kasernenstuben – alles wurde zu Wohnraum umfunktioniert. Der Bürgermeister der Stadt Villingen ging mit gutem Beispiel voran, indem er seine Wohnung teilte und drei Zimmer einer Familie zur Verfügung stellte.

Eine eigens gegründete Wohnungskommission machte sich in Villingen auf die Suche nach freiem Wohnraum und wies immer wieder auf die ganz erheblichen sozialen Unterschiede innerhalb der Wohnungsversorgung hin.

„Während ganze Familien, zum Teil acht Personen, in einem Zimmer schlafen und wohnen, sind auf Seiten der sogen. Besseren Räume in Luxus zur Verfügung: Esszimmer, besseres Zimmer, Visitenzimmer, gutes Zimmer, Salon, Schreibzimmer, Kinderspielzimmer usw. Hier muß soziale Einsicht Platz greifen.“

Die Aufgabe der Wohnungskommission war es, in vorhandenen Wohnungen Räume für Wohnungssuchende aufzuspielen. Die Verwaltung des Mangels führte zu Mißgunst, Neid, Begünstigung und machte in der Stadt viel böses Blut. Der Gegensatz zwischen Villenbesitzern und Wohnungslosen, zwischen der Wohnungsversorgung der Arbeiter und der Versorgung der staatlichen Beamten wurde zum Dauerthema der „Sprechsaalartikel“ im Villingener „Volksblatt“, die dazu angetan waren, Klassengegensätze zu schüren und teilweise groteske Formen anzunehmen.

In der Bürgerausschußsitzung vom 8. September 1920 beklagte der Bürgermeister eine *„wahre Heiratswut . . . Es werde einfach darauflosgeheiratet,*

ohne Vorbereitung, ohne Wohnung und ohne Aussteuer . . . Das Wohnungsamt müsse die Möglichkeit haben, auch einmal eine Trauung verhindern zu können, weil die Wohnungsfrage nicht gelöst sei.“

Im November 1920 faßte die Wohnungskommission den Beschluß, daß junge Verheiratete unter 25 Jahren grundsätzlich keine Wohnung mehr erhalten sollten und eine scharfe Zuzugssperre durchgeführt werde. Das bedeutete, daß ledig Zugezogene schriftlich zusichern mußten, in den nächsten drei Jahren auf dem Villingener Wohnungsmarkt keine Wohnung zu beanspruchen. Erst nach drei Jahren wurde man in die Liste der Wohnungssuchenden aufgenommen.

In einem Vortrag vor dem christlichen Gewerkschaftskartell skizzierte der Vorsitzende der Villingener Baugenossenschaft Häßler 1926 die Villingener Wohnungssituation. Danach fehlten in Villingen noch 200 Wohnungen, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Diejenigen, die kein Verständnis für diese Probleme hätten,

„sollten einmal mitgehen in jene Wohnungen und Zimmer, wo kein Ofen vorhanden ist, wo es hereinregnet und hereinschneit, so daß der Regenschirm übers Bett gespannt werden muß, wo täglich morgens und abends die Matratzen von den Wänden auf den Boden gelegt werden, wo der Vater sich ins Bett legen muß, damit abends die Kinder am Tisch sitzen können, um ihre Schulaufgaben zu machen, wo die Mutter um Mitternacht noch am Waschzuber im Zimmer steht und wäscht, daneben Mann und Kinder schlafend, wo erwachsene Söhne und Töchter zusammenschlafen müssen, wo die Hebamme kommt und 8 Kinder im gleichen Zimmer sind, wo schwerkranke Personen neben gesunden wohnen müssen, wo Lungenkranke sind, bei denen stets die Fenster geöffnet sein müssen, wo z. B. 7 Personen in einem Zimmer schlafen, essen, wohnen, wo gekocht, gewaschen wird und noch Heimarbeiten verrichtet werden, wo das einzige Zimmer feucht, finster und das Haus baufällig ist, wo kein Sonnenstrahl durchs Fenster dringen kann . . . In sehr vielen Fällen, wo junge Personen beiderlei Geschlechtes das Theater oder Kino besuchen, geschieht dies deshalb, weil man keine gemütlichen Zimmer daheim hat. Es sind Fälle

bekannt, wo die Mutter ihren Sohn ins Kino schickt, damit die Tochter zu Hause baden kann“.

Millionen von Mark würden für Sanatoriumsaufenthalte ausgegeben, Menschen würden in den Alkohol flüchten und das alles nur wegen der erbärmlichen Wohnsituation der Betroffenen.

„Wenn Städte wie z. B. ... Schwenningen neue Gelder für Wohnungsbauten flüssig erhielten, warum soll das nicht auch für Villingen möglich sein?“

Schon zu Kriegsende begann die Firma Kienzle mit dem Bau von Arbeiterwohnungen in Villingen. 1916 sicherte die Stadt der Firma Kienzle Gelände an der Waldstraße für den Bau dieser Wohnungen zu.

1921 erklärte sich die Firma Kienzle bereit, ihre Werksiedlung in Villingen weiterzubauen. Da einige Bürgerausschußmitglieder glaubten, für die Stadt bessere Bedingungen erreichen zu können und das ganze Bauvorhaben kritisierten, ging die Firma an die Öffentlichkeit: Ein Teil der Stadtverwaltung habe die Gabe,

„Firmen, die ihren Werkangehörigen gesunde Wohnungen bauen wollen, das Bauen zu verleiden“.

Die Stellungnahme in der Presse endete:

„Die Herren, die beim Wohnungselend gerade in Villingen durch unsachliches Verhalten der Abhilfe des Elends Schwierigkeiten machen, würden vielleicht anders reden, wenn sie gezwungen wären, in den Wohnungen zu wohnen, in denen ein Teil der Villingener Arbeiter jetzt wohnen muß.“

Optisch orientierte sich das Kienzle-Projekt an den Gartenstadt-Modellen. Es wurde für gute Durchlüftung gesorgt. Die Häuser wurden durch Gartenmauern miteinander verbunden. Die Wohnungsverhältnisse waren für die Zeit überdurchschnittlich und solide, es sollte für eine ansprechende Bepflanzung der Grundstücke gesorgt werden. Dieser „Luxus“ war einigen Bürgerausschußmitgliedern wohl zu viel. Sie befürchteten, daß Arbeiter hier genauso gut wie Bürger leben könnten.

In der Zeit von 1919 bis 1926 wurden in Villingen 451 Wohnungen gebaut. Davon errichtete die Stadtgemeinde 14 Prozent, von Privatpersonen wurden 40 Prozent gebaut, und 46 Prozent dieser

Neubauten erstellte die Villingener Baugenossenschaft, die 1902 in Villingen gegründet worden war und zu deren wichtigster Aufgabe es gehörte, Wohnungen für Arbeiter und Handwerker zu schaffen.

Besonders schwierig war das Bauen in der Inflationszeit, die Baupreise liefen davon. Ursache war nach Meinung der Baugenossenschaft *„die beabsichtigte Erstellung verschiedener Fabrikneubauten und sonstiger Bauvorhaben, die mit der Behebung der Wohnungsnot nichts zu tun haben. Die Bauherrn, welche sämtliche erhebliche Kriegsgewinne gemacht haben, können jeden Preis bezahlen, wodurch naturgemäss die Baupreise beeinflusst werden und die Bauhandwerker nicht mehr das grosse Interesse an den Kleinwohnungsbauten haben ... Wir gestatten uns ferner noch darauf hinzuweisen, dass die Erweiterung der Fabriken auch auf die Wohnungsnot verschärfend einwirkt, da zweifellos neue Arbeitskräfte zuziehen müssen, für die es wiederum an Wohnungen fehlt“.*

Die Villingener Baugenossenschaft vermietete 1927 in 40 Genossenschaftshäusern Wohnungen an 233 Familien mit insgesamt 1677 Personen. Die durchschnittliche Haushaltsgröße betrug in diesen Wohnungen demnach 4,6 Personen, eine Belegung, die knapp über dem Durchschnitt in der Stadt lag. Die Hälfte dieser Familien waren Ein- oder Zweikinderfamilien, ein Drittel hatte drei und mehr Kinder. 105 Mieter waren Eisenbahner, 44 waren Handwerksgesellen oder Fabrikarbeiter, der Rest Angestellte, Post- und Bahnbeamte usw. Die Baugenossenschaft vermietete nur an „ordentliche“ und „ruhige“ Leute. Soziale Problemfälle wollte und konnte sie mit Rücksicht auf die anderen Mieter nicht aufnehmen.

Trotz aller Anstrengungen beim Kleinwohnungsbau gab es im Oktober 1925 immer noch 700 bis 800 Wohnungssuchende. Nach Meinung des Wohnungsamtes fehlten in Villingen 200 Zweizimmerwohnungen, 150 Dreizimmerwohnungen und 50 Vierzimmerwohnungen. Villingen habe sich nach dem Krieg „rapide“ entwickelt, und während des Krieges sei

„so gut wie nichts gebaut worden ... Außerdem sei

Villingen eine über 1000 Jahre alte Stadt, in welcher natürlich die Wohnungen den heutigen kulturellen und hygienischen Anforderungen... durch Baufähigkeit, Mangel an Luft, Licht und Sonne in keiner Weise mehr entsprechen.“

Besonders schwierig sei es, kinderreiche Familien bei Privathausbesitzern unterzubringen.

Für die Nichtvermittelbaren schlugen das Fürsorgeamt und die Wohlfahrtskommission den Bau von Wohnbaracken vor.

In der Bürgerausschußsitzung vom 16. Januar 1925 wurde die „Erstellung“ eines Achtfamilienhauses beraten. Das Haus sollte an der Steppachstraße errichtet werden. In der Debatte wurde die Lage des Hauses stark kritisiert, worauf der Bürgermeister antwortete:

„Es werden doch keine Zigeuner angesiedelt, sondern Bürger und Einwohner. Man müsse mit dem Bauen dahin gehen, wo Wasser, Gas und Licht sei. Ein anderer Gemeindeverordneter warf in die Debatte ein: Er könne sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es sich um ein Armenhaus handeln könne.“

Noch im Laufe des Jahres 1925 wurden die ersten Häuser im Steppach erstellt.

Die ersten Mieter, die in diese Häuser einzogen, waren Notfälle, die wegen einer Räumungsklage ihre alten Wohnungen verlassen mußten, Mieter, die wegen Arbeitslosigkeit die Mieten schuldig blieben bzw. Familien mit vielen Kindern.

Sehr schnell kam der Steppach in den Ruf, eine Asozialen-Siedlung zu sein, und die ehemaligen Befürworter unter den Kommunalpolitikern gingen auf Distanz. 1928 stimmten Kommunisten und Sozialdemokraten gegen den Bau von 18 neuen Notwohnungen im Steppach. Den Wohnungen fehle der Keller, der Speicher, das elektrische Licht, die Wasserleitung und auch der Wasserablauf. Der „Volkswille“ bezeichnete die Wohnungen in einem Artikel vom 21. Juni 1928 als „Sträflingswohnungen“. Aber durch die Zunahme der Arbeitslosigkeit und der damit zusammenhängenden Zahl von Räumungsklagen brauchte die Stadt weitere Notwohnungen. Das Thema Steppach blieb im Bürgerausschuß aktuell.

1932 sollten weitere Steppachwohnungen erstellt

werden, wobei auf die elektrische Beleuchtung der Wohnungen, die einen zusätzlichen Kostenaufwand von 19 700 Mark bedeutete, verzichtet werden sollte. Der christliche Gewerkschaftssekretär Panther stimmte der Vorlage zu und hoffte, daß *„nicht der Eindruck entstehe, dass die Armut noch bestraft wird“*.

Mit 38 gegen 25 Stimmen wurde die Vorlage zum Bau des kostenreduzierten Steppach-Hauses angenommen.

Das Odium einer Asozialen-Siedlung konnte der Steppach nie abstreifen. Gerade weil viele der Mieter als Arbeitslose aus den besseren städtischen Wohnungen herausgeklagt worden waren, weil sie die Mieten nicht mehr bezahlen konnten, faßten sie es als empfindlichen sozialen Abstieg auf, wenn sie in die Steppach-Baracken eingewiesen wurden und wehrten sich entsprechend. Arbeitslosigkeit führte zu sozialem Abstieg, der Steppach machte die neuen Mieter dann endgültig zu „Asozialen“. Das „Rote Echo“, eine Zeitung der Villingener Kommunisten, glossierte die städtischen Bauvorhaben:

„Nachdem man heute überall sparen muß, so werdet ihr... zugestehen müssen, daß hier die Behörden der Stadt Villingen es verstanden haben, wirklich billige Wohnstätten für die Armen zu schaffen... Zur Verfügung stehen ein Zimmer und eine Küche. Miniaturstil! Ein Speicher ist nicht vorhanden. Nun zu was auch? Hier kann man am besten ersehen, dass unsere Behörden genau wissen, was eine unnötige Ausgabe ist... die Leute... haben doch nichts mehr, was auf dem Speicher untergebracht werden könnte... Fürsorglich hat man auch davon Abstand genommen, eine Lichtleitung einzubauen, da man diesen Armen die Sorgen wegen dem Bezahlen der Stromrechnungen ersparen wollte. Um die Barackenbewohner vor Bequemlichkeiten zu bewahren, erstellte man zur gemeinsamen Benutzung für sie einen Brunnen im Freien. Die... Zentrums-lakaien kultivieren die Ärmsten der Armen immer mehr in die historische Vergangenheit unserer Urväter zurück.“

3. Kriegsfolge: Inflation

Im Jahr 1919 stieg der Dollar von 8,90 RM auf

50 RM. Nach dem Kapp-Putsch beruhigte sich die Lage vorübergehend. Im Juni 1920 kostete der Dollar 40 RM. Und nach der Ermordung Erzbergers kletterte der Dollarkurs auf 270 RM, gab dann aber wieder nach. Nach der Ermordung Rathenaus kostete der Dollar im Juni 1922 420 Mark. Im April 1923 kletterte der Dollarpreis auf 20 000 Mark und im November 1923 auf über 4 Billionen Mark.

Die Inflation verschärfte die Unterschiede zwischen den sozialen Klassen. Soziale Tugenden wie Arbeit und Fleiß hatten ihren gesellschaftlichen Sinn verloren. Rücksichtslosigkeit und Ellenbogenmentalität siegte. Schieber und Spekulanten konnten in Wohlstand und Luxus leben.

In der Inflationszeit arbeitete Sepp Kraus (Jahrgang 1902) beim Villingener Elektrizitätswerk. „Do war ich als junger Kerle, mit meim Freund, em Stern Sepp... zur Diskonto-Bank und (hend) dort installiert. Für der ganze Lohn hättet mir vielleicht an Laib Brot kriegt, wenn's guat gange isch. No hem mir an Totekopf mola lasse vom a Moler und hem mer an d'Tür außa naghengt: ‚Vorsicht Hochspannung‘. Hem mer a paar Kischta vorne na glegt. Do hem mer der ganze Tag Roman glesa. Kein Streich gschafft. Wenn mer scho nix kriagt fürs Geld, na schafft mer au nix! Und wenn no der Mondaschmeister hochkam vom Elektrizitätswerk, wenn er d'Stege runter isch, no sen mer auf der andere Seite naus. Bis der in Bau neikomme is, sen mir au drin gwsa.“

Die Diskonto-Bank hat ja alles ghabt. Die hen riesa Kischta do ghabt mit Beleuchtkörper usw. Do hot mer kein Mangel ghabt, muß mer scho sage.“ Die Auswirkungen der Inflation auf die Bevölkerung waren unterschiedlich. Die Arbeiterschaft konnte ihre inflationären Einkommensverluste in der Regel durch Lohnnachbesserungen und Teuerungszulagen ausgleichen. Da die Konjunktur der Uhrenindustrie und ihrer Zulieferbetriebe inflationsbedingt sehr gut lief, konnten die Betriebe sogar expandieren. Existenzbedrohend war die Inflation für Rentenempfänger, Kriegstrentner und Alte, für Arbeitsunfähige und Kranke.

Ab 15. November 1918 wurde in der Uhrenindu-

trie der 8-Stunden-Tag bzw. die 48-Stunden-Woche eingeführt. Bedingt durch die Umrüstung von Kriegs- auf Friedensproduktion sowie den chronischen Energiemangel, der auf die ungenügenden Kohlielieferungen aus dem Ruhrgebiet zurückging, wurde in den Betrieben im Winter 1918/19 teilweise sogar nur fünf Stunden pro Tag gearbeitet. Die Rückkehr der heimkehrenden Soldaten verursachte in den ersten Friedenswochen und -monaten einen erheblichen Arbeitsmangel, so daß es keinen betriebsorganisatorischen Grund gab, sich gegen den 8-Stunden-Tag zu wenden. Im Ausgleich des Lohnausfalls für die Arbeiter sahen die Uhrenindustriellen allerdings eine Ursache für ein weiteres Anheizen der Inflation.

Am 9. April 1919 trat der erste „Lohntarif für die Uhrenindustrie und die verwandten Industrien des Schwarzwaldes“ in Kraft.

Der Markverfall verbesserte die Situation der Uhrenindustrie bereits im Verlauf des Jahres 1919; er führte in den Uhrenregionen zu Arbeitskräftemangel. Die Industrie machte Gewinne auf den ausländischen Märkten, stand aber vor dem Problem, durch die ungenügende Energieversorgung und die Beschränkung der Arbeitszeit – der zentralen Errungenschaft der Revolution – nicht in ausreichender Menge produzieren zu können. Außerdem war das Deutsche Reich auf die wenigen Handelsmöglichkeiten der deutschen Wirtschaft mit dem Ausland angewiesen, um seinen Zahlungsverpflichtungen nachkommen zu können. Obwohl Villingen circa 70 Prozent Katholiken hatte, spielten die christlichen Gewerkschaften trotz erheblichen Propagandaaufwandes und äußerst rührigen Gewerkschaftssekretären politisch eine eher untergeordnete Rolle. Gerade in den Villingener Großbetrieben – Kienzle-Uhren, SABA und Kaiser – konnten sich die freien Gewerkschaften durchsetzen. Selbst „gute Katholiken“ waren bei der SABA Mitglied im DMV, obwohl die deutschen Bischöfe von den Kanzeln verkünden ließen, daß es „Sünde“ sei, einer sozialdemokratischen Gewerkschaft anzugehören. Einerseits versprach man sich vom freien Gewerkschaftsverband eine größere Schlagkraft und ein

besseres Durchsetzen der Arbeiterinteressen. Auf der anderen Seite wurden Neu-Eintretende in den Betrieben von den Mitarbeitern fast genötigt, in ihre Gewerkschaft einzutreten. Wollte man keinen neuen Arbeitsplatz suchen, gab man, vielleicht auch der Not gehorchend, dem Druck der Kollegen nach.

1922 erhielten die Gewerkschaften Villingens eine neue Konkurrenz. Das zum Junghans-Konzern gehörende Messing-Werk versuchte die „gelbe Arbeiterbewegung“, die als relativ unternehmerfreundlich galt, zu stärken. Als Reaktion auf diese Unternehmeraktion trat die Arbeiterschaft des Messingwerks am 13. November in den Streik. Nach viertägiger Dauer wurde der Arbeitskampf beendet. Die Träger der „gelben Bewegung“ waren aus dem Werk ausgeschieden, ihre Anhänger aus der Gewerkschaft ausgetreten.

Die Inflation beschleunigte die Abfolge der Lohnverhandlungen zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften. Im allgemeinen wurden die Teuerungszulagen von den Arbeitgebern in der Inflationszeit akzeptiert. Der einzige Lohnstreik dieser Jahre fand im Januar 1922 statt.

Die Arbeiter hatten feste Sätze als Lohnzulagen gefordert, die Arbeitgeber aber prozentuale Zuschläge von 2,5 bis 3 Prozent geboten. Vermittlungsversuche des Reichsarbeitsministeriums zwischen den Kontrahenten scheiterten. Im Januar kam es auch in Villingen zum Streik.

Die Gewerkschaften bestanden auf festen Zuschlägen, weil nur so wirkungsvoll der Teuerung entgegengetreten werden könne, die schließlich alle Lohngruppen treffe. Durch prozentuale Zuschläge würden nur die Lohndifferenzen verstärkt, die niedriger Entlohnnten müßten noch „intensiver schaffen“ und damit „Raubbau“ an ihrer Arbeitskraft treiben. Die Unternehmerregelung würde eine „gewisse Uneinigkeit“ in die Arbeiterschaft tragen, was die Gewerkschaften vermeiden müßten.

Der Streik endete am 21. Januar. Für gelernte Arbeiter wurden die Sätze des Schiedsspruches akzeptiert, ungelernte Arbeiter mußten Abschläge von 10 bzw. 20 Pfennig hinnehmen. Die Arbeitge-

ber erklärten sich außerdem bereit, die nach dem 15. Februar eintretenden Verteuerungen durch Lohnerhöhungen auszugleichen.

Auf dem Höhepunkt der Inflation kam es zu erneuten Konflikten. In einer Konferenz der Gewerkschaften in Villingen, am 26. November 1923, wurden die beteiligten Organisationen aufgefordert „sofort alle Vorbereitungen zum Arbeitskampf zu treffen“. Die „erregte Arbeiterschaft“ des Messingwerkes beharrte auf dem Streik, „bis ihren Lohnwünschen Rechnung getragen worden“ sei.

Konnte am Montag der Streik bei der Firma Kaiser noch einmal kurzfristig durch Zugeständnisse und beruhigende Erklärungen der Firma abgewendet werden, traten am Dienstag, dem 27. November, in allen Villingen Betrieben die Arbeiter in Streik. Nach drei Tagen wurde in den Villingen Betrieben wieder gearbeitet, man war den Forderungen der Arbeiter entgegen gekommen.

Der guten inflationär bedingten Beschäftigungslage stand eine immer schlechter werdende Versorgungslage der Bevölkerung gegenüber. Man konnte zwar Geld verdienen, bekam für das Geld aber nichts zu kaufen.

Der Geldwertverlust war rapide. Am 26. Oktober 1923 schilderte das „Volksblatt“ den Fall eines Villingen Bauern, der die Bezahlung für 28 Liter Milch erst eine Woche später erhielt und sich dann nicht einmal mehr einen halben Liter Essig als Gegenwert kaufen konnte.

Eine Reaktion auf die Inflation war das Hamstern von Waren, Sachsparen anstelle von Geldsparen, weiterhin das Entstehen eines Schwarzmarktes, wo Naturaltausch stattfand bzw. Phantasiepreise gezahlt wurden. Die Behörden versuchten, die immer schlechter werdende Versorgungslage durch alle möglichen Reglementierungen zu unterbinden. In den Fremdenverkehrsgebieten tauchten immer mehr vermögende Touristen auch aus dem Ausland auf und kauften mit ihren „harten Devisen“ die Läden leer. Im November 1921 ging an die Villingen Geschäftsleute sogar der Aufruf: „Verkauft nichts an Ausländer.“ Zu ausgesprochenen Demonstrationen der Arbeiterschaft gegen

den Fremdenverkehr kam es bereits im Sommer 1919, dann im November 1921 und im Sommer 1923.

Mitte 1920 kam es unter der Villingener Arbeiterschaft zu verstärkten Unruhen wegen der überhöhten Preise. Da der Dollar-Kurs seit dem Kapp-Putsch gefallen war, forderten die Fabrikarbeiter einen Preisabbau.

Eine eigens gebildete Preisprüfungskommission untersuchte Möglichkeiten für einen Preisabbau in Villingen. Am 28. Juli riefen die Gewerkschaften in der „Festhalle“ zu einer Volksversammlung. 1500 Personen kamen.

Gewerkschaftssekretär Schifferdecker klagte die Praktiken der Landwirte an, die angeblich, nachdem die Preise für Lebensmittel festgelegt worden seien, keine Lebensmittel mehr auf den Markt bringen würden. Früher hätten die Bauern 2500 Liter Milch geliefert, nach der Preisfestsetzung nur noch 1800 Liter. Einige Bäcker würden zu knapp wiegen. Im Vergleich zu den Städten Freiburg und Karlsruhe würden die Nahrungsmittelpreise durch die Frachtkosten noch zusätzlich verteuert.

Die Versammlung beschloß einstimmig, an den Gemeinderat den Antrag zu stellen, daß allwöchentlich die Marktpreise in den Zeitungen zu veröffentlichen seien; Im Sommer 1921 wurde die Milchversorgung erneut schlechter, was einen Verbraucher im „Volksblatt“ schreiben ließ, daß es in Villingen zu viele Verbraucher gebe, „die von den traurigen egoistischen Motiven beseelt sind“.

Am 6. November nahm die Milchgenossenschaft Villingen zu der schlechten Milchversorgung Stellung.

„Es ist Tatsache, daß der Hauptgrund an dem bedauerlichen Milchrückgang in der Hamsterei von Rohmilch und der Verarbeitung zu Butter, zum Zwecke des Absatzes an Kurfremde zu suchen ist. Diesem Zustande ist nur abzuhelpfen, wenn jeder durch Milchabzug geschädigte Verbraucher uns die Namen der Hamsterer und Verkäufer... angibt. Denn alle Mahnungen in Versammlungen und Flugblättern waren erfolglos.“

Die Versorgungslage war auch in Villingen nicht

in den Griff zu bekommen. Gegen die Interessen der Arbeiterschaft standen in Villingen oftmals die Interessen der Landwirte und der kleineren Einzelhändler. Die Kluft zwischen Bauern und Kleinhändlern auf der einen und Arbeitern auf der anderen Seite verschärfte sich zusehends.

4. Die Wirtschaftskrise

Villingen hatte 1925 13982 Einwohner. Die Gewerbezahl von 1925 wies für Villingen 649 Betriebe mit insgesamt 5198 Beschäftigten aus. 913 Beschäftigte waren Pendler. Die durchschnittliche Betriebsgröße betrug 8 Beschäftigte. Allein in den 83 Metallbetrieben arbeiteten 2848 Personen, also über die Hälfte der abhängig Beschäftigten. Die durchschnittliche Betriebsgröße in der Metallverarbeitung lag bei 34,3 Beschäftigten. Nur 66 Betriebe zählten mehr als 11 Beschäftigte, davon 31 Metallbetriebe. Acht Betriebe hatten in Villingen über 100 Beschäftigte. Im badischen Vergleich hatte Villingen einen höheren Anteil an Industriearbeitern als die Städte Konstanz und Freiburg.

Betriebe über 100 Beschäftigte

Betriebe	1923	1925	1934
Backofenfabrik Oberle	103	131	–
SABA	230	330	521
Uhrenfabrik Badenia	216	122	–
Uhrenfabrik Martin Jauch	100	187	336
Uhrenfabrik Kaiser	160	196	374
Kienzle Uhrenfabrik	1100	583	116
Kienzle Taxameter	–	–	289
Messingwerk	310	300	339
Seidenweberei	235	288	–
Kurz & Gaiser	220	–	–

Die Wirtschaftskrise in der Uhrenindustrie begann bereits mit der Einführung stabiler Verhältnisse. Im Dezember 1925 trug sich die Industrie mit dem Gedanken, Arbeiter zu entlassen und die Löhne zu kürzen.

Da Verbesserungen der Vertriebsorganisation und des technischen Standards keine kurzfristigen Verbesserungen der Lage bringen konnten, suchten

die Uhrenindustriellen nach anderen Möglichkeiten: Lohnsenkungen und Arbeitszeitverlängerungen. Im Oktober 1925 führten Betriebsstillegungen und Entlassungen zu erheblichen Unruhen unter den Uhrenarbeitern. Vereinzelt hatten Arbeiter auch Kürzungen ihrer Lohnsätze hinnehmen müssen. Das Tarifabkommen vom 1. November 1925 sah eine sechsprozentige Erhöhung der Akkordlöhne und eine Erhöhung der Stundenlöhne um sechs Pfennige vor.

Am 22. Dezember 1925 wurden durch einen Schiedsspruch die Akkordlöhne um drei Pfennige und die Stundenlöhne um zwei Pfennige gesenkt. Den Arbeitgebern waren die Lohnkürzungen zu gering, daher wurden am Montag, den 22. Dezember 1925, im Arbeitsamtsbezirk Villingen zwischen 2400 und 2600 Arbeiter in einen unbezahlten Werksurlaub von ca. drei Wochen geschickt. Ein Familienvater mit fünf und mehr Kindern erhielt in diesen „Ferien“ in der Woche nur 21,60 Mark Erwerbslosenunterstützung. Aus Protest gegen dieses Unternehmerverhalten kam es am 4. bzw. 5. Januar zu Streikmaßnahmen der Arbeiter in Villingen, Furtwangen und Gütenbach.

Die Arbeit wurde aber nach Streikende nicht in allen Betrieben am Montag, den 25. Januar 1926, wieder aufgenommen. Die Firma Kienzle in Villingen konnte *„infolge Nichtausführung von durch den Streik hervorgerufenen Reparaturen, Platzen von Röhren usw. nicht schon am Montag die Arbeit aufnehmen. Wegen der schlechten Geschäftslage ist eine größere Reduzierung der Belegschaft vorgesehen, zu der der Demobilmachungskommissar seine Zustimmung erteilt hat“*.

Im April 1926 legte das Villingener Messingwerk wegen Arbeitsmangel trotz allmählich sich wieder belebender Konjunktur eine dreiwöchige Arbeitspause ein. Im Juni des Jahres gab es in Villingen immer noch 690 Arbeitslose. Die Stadt versuchte der Lage durch Notstandsarbeiten wie der Brigachkorrektur Herr zu werden. Trotz der geringfügig verbesserten Konjunktur hatten es vor allem ältere Arbeiter schwer, einen Arbeitsplatz zu finden. Das Thema Rationalisierung bestimmte not-

wendigerweise die gewerkschaftlichen Diskussionen.

„Wenn durch die Rationalisierung keine höhere Absatzmöglichkeit, durch Senkung der Preise keine Steigerung der Einkommen geschaffen wird, dann ist sie ein völliger Fehlschlag.“

Für die Gewerkschaften sei die einzige Möglichkeit, als Gegenmacht einen umfassenden Zusammenschluß zu finden. Leider sei auf dem Boden von Sozialismus und Kommunismus eine Einheitsgewerkschaft nicht möglich.

1927 und 1928 lief die Konjunktur in der Uhrenindustrie gut. Weitere Rationalisierungsmaßnahmen wurden durchgeführt, was auch einen vermehrten Einsatz von Arbeitszeitkontrollapparaten und Kontrolleinrichtungen sonstiger Art bedeutete. Wenn schon die „Lohnregulierung“ nicht im gewünschten Umfang durchsetzbar war, so sollte mindestens die Arbeitszeit möglichst intensiv genützt und ausgenützt werden.

Auf einer großen Gewerkschaftskundgebung in Villingen am 13. April 1930 wurde zum ersten Mal der Ruf nach Reduzierung des Rationalisierungstempos laut.

„Wenn die Arbeit nicht ausreicht, sollte man nicht zuerst das Geld, das die anderen verdienen, verteilen, sondern in erster Linie die Arbeit.“ Herabdrücken der Löhne sei keine Lösung, „das würde doch bedeuten, daß Tausende vor den Schaufenstern stehen und nichts kaufen können“.

Die Uhrenarbeiter mußten trotz steigender Preise Einkommenseinbußen durch Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit hinnehmen, und daneben gab es in Villingen Firmen, die Aufträge genug hatten.

„In unserer Schwarzwaldstadt haben wir ein leuchtendes Haus ... (Hier) wird nicht nur am Tage, sondern auch des Nachts gearbeitet... Es werden dort keine Uhren oder damit verwandtes gefertigt, wie es im Schwarzwald der Brauch ist. Es werden darin auf vielen Maschinen von endlosen Papierstreifen Karten von besonderer Beschaffenheit gedruckt. Und diese Karten sind für die Bearbeitung in den Hollerith-Maschinen bestimmt. Und die Hollerith-Maschinen stehen in den großen Industrien unseres deutschen Vaterlandes und auch weiter draußen in

der Welt. Sie stehen bei Großbanken, bei den Eisenbahnen und noch an vielen Orten, um auf schnellem Wege Licht und Aufklärung über in Dunkel gehüllte wichtige Fragen aller Art zu bringen. Mit dieser schnellen maschinellen Aufklärung werden rechtzeitig Verluste vermieden, bedeutungsvolle Statistiken erstellt, etwa erforderliche Umstellungen in der Produktion erkannt und durchgeführt; es kann rechtzeitig festgestellt werden, ob rationell gearbeitet wird... Und die Arbeiter in dem leuchtenden Haus, welche bis in den grauen Morgen tätig sind, sind sich vielleicht bewußt, daß sie mit dem Lichte, das ihrer Arbeit dient, nicht nur sich selbst, sondern den Unternehmungen... draußen in der Welt Leben und Brot erhalten helfen. Das leuchtende Haus sendet seine hellen Strahlen ungeheuer weit.“

Leider schloß die Hollerith Villingen bereits am 1. Oktober 1927 ihren Betrieb und verlegte ihn nach Sindelfingen. Der Grund für die Verlegung lag an den fehlenden Erweiterungsmöglichkeiten der Firma. Nach Aussage des Bürgermeisters hatte ein Villingener Privatmann sein Grundstück nicht zur Verfügung stellen wollen.

Mindestens ebenso erfolgreich war die Firma SABA. Die Firma SABA, ein vormals Triberger Unternehmen, verlegte 1918 ihre Produktion nach Villingen. Man stellte von Uhren auf Metallbestandteile und später auf Rundfunkgeräteproduktion um. 1927 wurden die ersten SABA-Empfangsgeräte produziert. Die Firma wurde neben der Hollerith bis 1927 eine der wenigen wirklich erfolgreichen Unternehmungen der Region.

Die Weltwirtschaftskrise behinderte zwar durch die Einkommenseinbußen der Bevölkerung einen Massenabsatz, auf der anderen Seite aber wurden die Lohnkosten gedrückt. 1931 lief SABA so gut, daß man sich mit Erweiterungsplänen trug. Man wollte den Betrieb noch im Laufe des Jahres 1931 bzw. 1932 nach Berlin verlegen.

Im Juni 1931 richtete Bürgermeister Gremmelspacher ein Schreiben an das badische Finanzministerium mit der Bitte um Hilfe. Die Stadt Villingen wollte den Betrieb mit seinen 200 Arbeitern unbedingt erhalten, von einem Ausbau der Firma versprach man sich außerdem weitere Arbeitsplätze.

Villingen selbst sei nicht in der Lage, SABA den Kredit zu gewähren. Die Akten überliefern leider nicht das Ergebnis dieser Verhandlungen, aber die SABA konnte ihren Betrieb erweitern und blieb in Villingen.

Im Februar 1930 war dann auch die Firma SABA zu Betriebseinschränkungen gezwungen, „um verlustreiche Lagerbestände zu vermeiden“. Im Dezember 1930 kam es zu umfangreichen Entlassungen in der Seidenweberei. Am 29. April 1931 ging die traditionsreiche Firma Oberle in Konkurs.

Die Firma SABA konnte am 8. September 1931 38 neue Arbeiter einstellen und kündigte für die Saison – das Weihnachtsgeschäft – außerdem die Einstellung von 100 bis 200 weiteren Arbeitskräften an. Dabei sicherte SABA der Stadt zu, hierbei nur ortsansässige Arbeiter zu verwenden. Ebenso erfreulich war, daß die Firma SABA ihre angeblichen Umzugspläne nach Berlin vorerst aufgegeben hatte. Spätestens seit 1932 erwies sich die Radioindustrie in Villingen als Motor. Nicht ganz unschuldig daran waren die Wahlkämpfe der frühen dreißiger Jahre. Immer mehr Parteien nahmen den Rundfunk für ihre Zwecke in Anspruch. Rundfunkteilnehmer zu sein, war außerdem zu einem Statussymbol geworden, auch und gerade bei Personen, die sich die teure Anlage eigentlich gar nicht leisten konnten.

Weniger gut als der Firma SABA ging es ihren Arbeitskräften, die an der allgemeinen Verschlechterung der Einkommenssituation der Schwarzwälder Arbeiterschaft beteiligt waren. Für die Kommunistische Partei in Villingen war die SABA deshalb auch die ideale Zielgruppe ihrer antikapitalistischen Propaganda. Unter der Überschrift „SABA-Paradies“ konnten die Villingener im „Roten Echo“ folgendes nachlesen:

„Trotzdem, daß in Villingen ein Massenheer von Erwerbslosen ist, werden bei Schwer & Söhne wöchentlich bis 60 und noch mehr Ueberstunden (?) gemacht... Durch den Schweiss der SABA-Proleten konnte man in kurzer Zeit einen neuen ungeheuren Fabrikkomplex erstellen lassen.“

Vor Weihnachten 1932 stellte die SABA 350 Arbeitskräfte neu ein. Die Neueinstellungen seien

teilweise auch durch Lohnreduzierungen bei den Stammarbeitern finanziert, mit Zustimmung des „reformistischen“ Betriebsrates, so „Das Rote Echo“. Nach dem Weihnachtsgeschäft seien dann aber wieder 200 Arbeiter entlassen worden.

5. Arbeitslos

Zur Fasnacht 1932 schrieb das Villingener Volksblatt: „4,3 Millionen Deutsche haben keine Arbeit, sind arbeitslos ... Liebe Narros und Närrinnen ... da wollt ihr Fastnacht machen! Schaut euch um in Villingen selbst! Da ist bittere Not gerade genug ... Denkt einmal darüber nach. Dann werdet ihr selbst finden, daß dies Jahr kein Fasnacht sein darf! Daßmers am beste wend ganz bliibe lau.“

Mit dem ‚verschbarte Fasnachtgeld‘ kauft ihr einem armen Kind einen Wollkittel, einer arbeitslosen Familie aber Kohlen damit sie nicht länger mehr frieren. Gebt den Hungernden an den drei Tagen lieber etwas zu essen, statt daß ihr es selber verbraucht! Die Hungernden sollen wieder einmal satt werden! Immer nur Kaffee und ‚gsottini Herdöpfel‘ machen nämlich nicht satt! Und du, wohlachtbarer Zunftsäckelmeister, gibst aus der Zunftkasse noch einen Gulden dazu, ‚daß das Ding au battet!‘ Rolle schittle dommer, wemms es verliide mag, s näscht Jahr wieder. On, wo suscht au gärn ins Häs goht.“

Im Dezember 1932 waren in Villingen insgesamt 2037 Personen von der Fürsorge abhängig. Das Arbeitsamt organisierte Turn- und Gymnastikunterricht für Arbeitslose, denn Stellen gab es nicht zu vermitteln. Im Mai 1931 waren dagegen „nur“ 1100 Fürsorgeempfänger unterstützt worden.

Die Arbeitslosigkeit war im Herbst, wenn es auf das Weihnachtsgeschäft zuging, relativ niedrig. Nach Weihnachten wuchs die Zahl der Erwerbslosen immer erheblich an, weil die Industrie keine Aufträge mehr hatte. Im Laufe der Krise trat eine Nivellierung der unterschiedlichen Erwerbslosenunterstützungen ein. Die einzelnen Formen der Unterstützung näherten sich immer mehr dem Fürsorgeniveau. Wenn man allerdings die Situation der noch Arbeitbesitzenden in der Region betrachtet, so kann man fast davon ausgehen, daß sich im Krisenjahr 1932 auch das Lohnniveau der

Uhrenindustrie mehr und mehr dem Fürsorgesatz anglich. Der Arbeitnehmer wurde in seinen Lebensbedürfnissen auf das Fürsorgeniveau reduziert.

Der Villingener W. K., Jahrgang 1909, war fünf Jahre lang arbeitslos. In solchen Fällen gab es keine Arbeitslosen- oder Krisenunterstützung mehr.

„Ich bin zum HaWe, Hermann Werner, Uhrenfabrik. Des isch an Bruader gsi zum C. Werner. Des war in dr Webergasse. Do war ich einige Jahr. Mir send (dort) luter Gleichaltrige gsi. 29 bis 33 ben e arbeitslos gsi. Da hab e bei de Eltern gwohnt. Do hab e Kegel ufgesetzt im ‚Paradies‘ und in der ‚Germania‘. Ich ho nochher der Hausbursch gmacht für d‚Germania‘. Am Morge um achte, nüne be ich komme, ha d’Kegelbahn gricht, und na ha e s’Essa kriegt. No war ich von derheim weg. Unterstützung ham mer jo koine me kriegt. Der Vatter isch dort au arbeitslos gsi. Und no isch mer a weng geh hamstere, geh bettle, regelrecht bettle. Au an Turnerkolleg von mir. Sen mir mit em Fahrrad fort gfare uf Land nus. Ham mer gsagt, ‚mir sin arme Arbeitslose.‘ Do hasch du Mehl kriegt und du hosch Eier kriegt. Des besch dohoam no abgä. Der Vatter het so gern Spätzle gessa. No het d’Mutter ebbes mache kenna. Grad so bettled. Des hon se kriegt anstandslos (bei den Schwarzwälder Bauern) ... 29 bis 33 war die schlechtscht Zeit. No wo der Umschwung komme isch, no hon se uns gholt zum Arbeitsdienst.“

Im „Volksblatt“ erschienen Berichte, daß das Bettelunwesen zu einer richtigen Landplage ausarte, die Arbeitslosen immer „unverschämter“ und „aggressiver“ würden, so daß sich die Bauern regelrecht belästigt und bedroht fühlten. Keller- und Gartendiebstähle häuften sich.

Arbeitslosigkeit bedeutet in der Regel nicht Mangel an Arbeit, sondern Mangel an bezahlbarer Arbeit, eine Erfahrung, die auch heute viele Arbeiter machen können. Zeiten mit hoher Arbeitslosigkeit werden daher oft zu einem Rückfall in Zeiten schlimmer Ausbeutung. Die bloßen Zahlen können kaum eine realistische Vorstellung von dem vermitteln, was Arbeitslosigkeit für den einzelnen Arbeitnehmer, der auf das Anbieten seiner Arbeitskraft angewiesen ist, bedeutet.

Viele begannen überhaupt erst in der Wirtschaftskrise mit landwirtschaftlicher Tätigkeit. Die Ziegenzucht wurde wieder populär, immerhin erwirtschaftete die Familie so Butter, Milch und Käse. Die Kleintierzucht nahm zu. Die Stadt Villingen konnte in dieser Zeit nicht genug Kleingärten für Arbeitslose bereitstellen.

Im Juni 1932 gab es in Villingen wieder 1365 Familiengärten mit 27,3 Hektar und 236 Kartoffelfeldlose mit 27,3 Hektar. Die Nachfrage nach Kleingärten war groß, auch deshalb, weil das Fürsorgeamt Villingen von den arbeitsfähigen Bezugspersonen verlangte, daß sie ihren Eigenbedarf an Kartoffeln und Gemüse selbst anpflanzten.

Arbeitslosigkeit veränderte die Lebensformen und Wertvorstellungen der Familien. Die Betroffenen erlitten Einbußen ihres Selbstwertgefühls. Vor allem die Familienväter erlebten einen deutlichen Funktionsverlust ihrer Person, wenn sie zusehen mußten, wie Frau und Kinder das Geld heimbrachten.

Wenn die Betriebe Neuanstellungen vornahmen, wurden Frauen und Jugendliche bevorzugt, weil sie einmal für wesentlich weniger Lohn arbeiteten und außerdem leichter zu entlassen waren. Familien mit landwirtschaftlichem Nebenerwerb hatten es vergleichsweise gut. Zu essen gab es wenigstens genug. Viele Arbeitslose versuchten durch selbständige Tätigkeiten, etwas dazuzuverdienen. Auch hier waren Frauen im allgemeinen im Vorteil, weil sie wenigstens Putzen, Nähen und Flickern konnten. Wer solche Möglichkeiten nicht hatte, der war auf öffentliche Wohltätigkeiten angewiesen, auf Kleider- und Nahrungsmittelspenden, abgegeben von denen, denen es noch besser ging.

Die Richtlinien, nach denen Unterstützung gezahlt wurde, empfand man oft als reine Behördenwillkür. Die Bittgänge zur Fürsorgestelle oder zum Arbeitsamt waren demütigend, und die Art und Weise, wie man auf den Ämtern behandelt wurde, vermittelte Ohnmachtsgefühle.

Arbeitslosigkeit bedeutete sozialen Abstieg, vor allem Dauerarbeitslosigkeit. Manche waren bis zu vier Jahren arbeitslos – und das im Alter zwischen zwanzig und dreißig! Sie verloren ihren Hausbe-

sitz, weil die Schulden nicht mehr bezahlt werden konnten, ihre Wohnung, weil die Miete zu hoch war, mußten in die „Asozialensiedlung“ umziehen, wurden Wohlfahrtsempfänger, lebten von Almosen und Spenden.

Ein ehrliches, angesehenes Leben war für Menschen, die von ihrer Arbeitskraft abhängig waren, in vielen Fällen nicht mehr möglich. In „Kampfverbänden“, den militarisierten Männerbünden der Rechten wie der Linken fanden viele schließlich kameradschaftlichen Zusammenhalt, die gesuchte Geborgenheit. Diese Gruppierungen vermittelten das Gefühl, etwas gegen die tägliche Bedrohung auszurichten, sie gaben scheinbar dem sinnlosen Arbeitslosenalltag wieder Sinn.

In Villingen organisierten sich die Erwerbslosen wie überall. Begründet wurde dies mit der derzeit *„auch für Villingen ungeheuren Arbeitslosigkeit und die damit zusammenhängende Verelendung der Massen, deren Auswirkung auch für weite Kreise der Vllg. Bevölkerung z. Bsp. Kaufleute verhängnisvoll werden kann“*.

Zu den vorgelegten Forderungen gehörte, daß alle städtischen Arbeiten von Villingen Erwerbslosen ausgeführt werden und dafür nach Tarif bezahlt werden sollten. Kohle- und Holzbeihilfen für erwerbslose Haushaltungsvorstände wurden verlangt, möglichst hohe Fürsorgerichtsätze und außerdem verlangte man einen Raum, in dem der Ausschuß die Wünsche und Anregungen der Erwerbslosen in Empfang nehmen könne.

Der Villingen Stadtrat ging im wesentlichen auf die Wünsche der Erwerbslosen ein, nur die Fürsorgerichtsätze konnten nicht erhöht werden, weil sie sowieso schon an der oberen Grenze lägen.

Die Stadt sollte endlich ihre geplanten Notstandarbeiten durchführen. Bei der Zuteilung der Arbeit wollte der Ausschuß mitbestimmen. Es sollten hierfür ausschließlich Villingen Erwerbslose verwendet werden, sonst seien *„Zusammenstöße unvermeidbar“*. Ebenso bestand man auf der Erhöhung der Fürsorgerichtsätze, denn es sei eine *„geradezu holmvolle Zumutung, wenn für den Unterhalt eines Proletarier-Kindes M 2 wöchentlich in Frage kommt, hingegen für einen Polizeihund M 10.50.“*

Weiterhin wünschte man Mitarbeit im städtischen Fürsorgeausschuß.

Der folgende Winter brachte keine Verbesserungen, die Wünsche des Erwerbslosenausschusses blieben bestehen, und so wiederholt das Schreiben vom 12. Februar 1930 die Forderungen des Vorjahres noch einmal.

Im Winter 1930/31 wurde über der Lesehalle eine Wärmehalle eingerichtet. *„Die alleinstehenden Erwerbslosen sollen kostenlos Tee und Kaffee aus der Volksküche erhalten.“* Wie in den Vorjahren wurde eine Winterbeihilfe gewährt. Auch im Winter 1930/31 wurde um Winterbeihilfen gebeten.

Im Winter 1931 wurde beschlossen, daß die Fürsorgeempfänger für ihre Holzuteilungen arbeiten sollten. Der Erwerbslosenausschuß lehnte dieses Ansinnen ab.

„Wenn man betrachtet, daß jeder Unterstützungsempfänger zuerst 5 Stunden Pflichtarbeit leisten muß, bevor er überhaupt an Holz machen denken kann, und es dann noch mit dem Handwagen nach Hause führen muß, so ist das eine Zumutung... Wir sind der Ansicht, daß jeder Unterstützungsempfänger sein Holz selbst aufbereitet und sich mit Holz eindeckt, so ist es mit seiner Arbeit so ziemlich schon bezahlt.“

Im März 1931 wurde erstmals in der Presse die angebliche politische Einseitigkeit der Villingener Erwerbslosenbewegung kritisiert.

In seltener und erstmaliger Einigkeit mit dem „schwarzen Gegner“ berichtete der sozialistisch orientierte „Volkswille“ über das Villingener Spektakel am 12. März 1931:

„Der derzeitige Erwerbslosenausschuß besteht nur aus Kommunisten... Die freien und christlichen Gewerkschaften haben am letzten Samstag zur Bildung eines Ausschusses auf gewerkschaftlicher Basis schreiten wollen.“ Bei dieser Versammlung im Volkshaus/Löwen seien auch die Kommunisten anwesend gewesen. *„Die Mehrzahl davon kaum 20 Jahre alt. Die beiden Kommunisten Blüssing und Strak führten sich so flegelhaft auf, daß sie nur von den jugendlichen Schreibern Unterstützung erhielten.“* Erst als sich die Polizei zeigte, verließen die Kommunisten den Saal. Die Bildung eines neu-

tralen Ausschusses wurde dann doch vorgenommen.

Für einige Unruhe sorgte die nochmalige Herabsetzung der Fürsorgerichtsätze, die jetzt einer Familie von sieben und mehr Köpfen nur noch 17 Mark pro Woche zubilligten. Dies seien *„Härten, ... die nicht mehr zu tragen sind“*.

Die Notverordnungen vom 16. September 1932 muteten den Wohlfahrtserwerbslosen sogenannte Karenztage zu, das bedeutete Abzüge an der Fürsorge. Darauf kam es nach Berichten des „Roten Echo“ auch in Villingen zu spontanen Aktionen. *„Am Sonntagmorgen standen die Erwerbslosen und Fürsorgeempfänger in grosser Anzahl vor dem Rathaus, um der Verhandlung mit dem Bürgermeister Nachdruck zu verleihen... Als (der Stellvertreter) ... auf dem Rathaus erschien, wurde er von den Erwerbslosen mit Rot-Front begrüßt... Während die Vertreter der Erwerbslosen mit dem Bürgermeisterstellvertreter... verhandelten, belagerten die Fürsorge- und Wohlfahrtsempfänger in dichten Massen die Treppen und Vorräume des Rathauses und machten dieselben mit den Rufen ‚Hunger – Kohldampf‘ dem Bürgermeisterstellvertreter (den Sozialdemokraten Uebler) die Begleitmusik zu seiner Verhandlung mit ihren Vertretern.“*

Die Erwerbslosenbewegung gab den Betroffenen das Gefühl, etwas gegen ihre eigene Notlage zu tun, stellte Ansprechpartner für die Stadtverwaltungen und die Parteien zur Verfügung. Die zunehmende Arbeitslosigkeit, die zugleich abnehmende Finanzkraft der Gemeinden und das wachsende Elend führte die Tätigkeit der Ausschüsse aber ad absurdum. Die gemäßigten Vertreter konnten sich auf Grund ihrer Wirkungslosigkeit auf Dauer bei den Arbeitslosen kein Gehör mehr verschaffen, die ewig gleichen Forderungen ermüdeten auch die Stadtväter, die sich immer weniger in der Lage sahen, diese zu erfüllen. Sie sahen sich in die Enge getrieben und glaubten doch, das Bestmögliche für die Arbeitslosen zu tun. Die Radikalisierung der Ausschüsse war vorprogrammiert. Wer sich nicht mit friedlichen Mitteln Gehör verschaffen kann, versucht es schlußendlich gewalttätig. Die Konfrontation zwischen den

Massen der Erwerbslosen und den gewählten Parteivertretern wurde immer bedrohlicher. Auch die kleinen Schritte, die kleinen Hilfen, die sich die Fürsorgeausschüsse und die Gemeindeverwaltungen einfallen ließen, konnten die Forderungen der Arbeitslosen nach einer gerecht bezahlten Arbeit nicht erfüllen. Die Erwerbslosenversammlungen wurden zu Foren der KPD, verließen ihren parteipolitisch neutralen Boden. Wer hungert, ist und kann vielleicht auch nicht mehr „neutral“ sein. Aber das war für die Stadtverwaltungen ein Argument, die Arbeit der Erwerbslosenversammlungen grundsätzlich als linksradikal, als Bolschewisierung der Massen zu diskreditieren.

Im April 1932 wurde als weitere Maßnahme gegen die Arbeitslosigkeit die Notgemeinschaft Villingen gegründet, die sämtliche Hilfeleistungen der Stadt koordinieren, möglichst wirtschaftlich verteilen und außerdem auch noch steigern sollte. Die Notgemeinschaft übernahm die Volksküche, die ein gutes Mittagessen für 35 Pfennig an Erwerbslose ausgeben sollte. Das Essen wurde auch über die Straße abgegeben. Das Geld zur Subventionierung dieser Küche wurde zum Teil durch Haussammlungen und Spenden aufgebracht. Für die notwendigen Arbeitsleistungen zog man Wohlfahrtsunterstützungsempfänger zur Pflichtarbeit heran. Andere Tätigkeiten waren unentgeltlich und ehrenamtlich. Im Monat gab die Volksküche 1 500 Mittagessen aus und um die 500 Abendessen und Frühstücke. Auf die unparteiische Arbeitsweise der Notgemeinschaft wurde besonders wert gelegt.

Neben dem Essen wurde auch Kleidung ausgegeben, etwa neue oder gebrauchte Schuhe. Durch Haussammlungen, Spenden, unter anderem auch Naturalien betrug 1932 die Gesamteinnahmen 10 000 Mark. Die Verwaltungskosten des Ausschusses machten in der gleichen Zeit nur 300 Mark aus. Auch die städtischen Banken nahmen Spendengelder entgegen. Die Arbeit war wirtschaftlich so erfolgreich, daß im Oktober 1932 der Mittagessenpreis von 35 auf 30 Pfennig gesenkt werden konnte.

Konzentration aller Kräfte zur Linderung der Not,

Beteiligung der Erwerbslosen durch die Verwendung ihrer Arbeitskraft, Beschäftigungsmöglichkeiten wie Fortbildung, Turnen, Bastelarbeiten, in der Absicht, vor allem diese jungen Leute von der Straße zu holen bzw. am Besuch der Erwerbslosenversammlungen zu hindern, das war das Konzept der Notgemeinschaft.

Selbsthilfe ohne Anleitung, darin war man in Villingen weniger geübt. Hilfsmaßnahmen kamen eher von karitativen Organisationen. Die Organisation des Elends überließ man gern den „berufenen Organisationen“.

Die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit wurde zum gesamtstädtischen Problem erklärt. Arbeitslose wurden nicht ausgegrenzt. Innerhalb der Notgemeinschaft waren alle zur Hilfe verpflichtet. Die soziale Kontrolle war beträchtlich, auf die Nicht-Arbeitslosen wurde ein regelrechter Spendendruck ausgeübt. Villingener Einzelhändler, Bäcker und Metzger, spendeten Nahrungsmittel und Bekleidung. Schuhmacher sicherten zu, für Notleidende die Schuhe kostenlos zu besohlen. Die städtischen Beamten übernahmen die Kosten für das Mittagessen von siebzig armen Schulkindern im Winter 1932/33, und die Arbeitslosen selbst wurden zu Hilfsarbeiten in der Notküche und zu anderen sozialen Tätigkeiten der gemeinsamen Hilfe herangezogen. Der Hilfsbereitschaft für andere konnte und durfte sich niemand entziehen. Bei der Organisation des Elends wurden in Villingen traditionell eingübte Verhaltensmuster, etwa die Verantwortung für den sozial schwachen Mitbürger, in einer funktionierenden Stadtgemeinde reaktiviert. Die Solidarität der Gemeinde mit den notleidenden Arbeitslosen mag auch der Radikalisierung der Erwerbslosenbewegung entgegengewirkt haben. Ausschreitungen waren in Villingen auch deswegen weitaus seltener als in Schwenningen trotz der ebenfalls sehr hohen Arbeitslosigkeit.

6. Die politischen Lager

Die Wähler zwischen 1919 und 1933 waren vielfältigen Veränderungen unterworfen, ihre Struktur wandelte sich in diesen 14 Jahren ganz erheblich. In Villingen nahmen die Wahlberechtigten von

6 850 bei der Wahl zur Nationalversammlung auf 9 559 bei der Reichstagswahl 1933 zu. Die Zunahme entsprach dem badischen Landesdurchschnitt. 1919 waren in Villingen 54 Prozent der Bevölkerung wahlberechtigt. Bei der Reichstagswahl im Mai 1924 waren es 61 Prozent, bis zur Reichstagswahl 1933 waren 66 Prozent der Villingen wahlberechtigt.

Die Zunahme der Wahlberechtigten zwischen 1925 und 1933 deutet auf eine beträchtliche Altersverschiebung der Bevölkerung hin. Die geburtenstarken Vorkriegsjahrgänge kamen ins wahlfähige Alter, eine Entwicklung, von der vor allem radikale Parteien profitierten.

Von den ersten Wahlen abgesehen – hier gab es eine Wahlbeteiligung in Villingen von 86,3 Prozent – lag die Wahlbeteiligung in den Folgejahren deutlich niedriger. So wählten bei den Reichstagswahlen 1924 in Villingen nur rund 70 Prozent der Stimmbürger, 1928 wählten nur 62,4 Prozent, 1930 waren es 81,3 Prozent. Erst bei den Reichstagswahlen 1932 stieg die Wahlbeteiligung im Juli auf 84,6 und im November lag sie bei 78,7 Prozent. Schon seit den Wahlen des Jahres 1920 gab es positive Zusammenhänge, Fluktuationen, zwischen der SPD und bürgerlichen Parteien. Das Wahlverhalten der einzelnen Bezirke erschien relativ instabil. Von der Mobilisierung der Wählerschaft in Villingen ab 1930 profitierte nicht nur die NSDAP, sondern auch das Zentrum. Die NSDAP stieg von 17 Stimmen (0,3 %) bei der Reichstagswahl 1928 auf 2058 (26 %) bei der ersten Reichstagswahl 1932 bis auf 2883 Stimmen (32,8 %) bei der Reichstagswahl 1933. Das Zentrum erzielte 1928 bei der Reichstagswahl 2236 Stimmen (39,7 %) und steigerte seinen Stimmenanteil bei der ersten Reichstagswahl von 1932 auf 2875 Stimmen (35,8 %). Relativ gesehen allerdings mußte das Zentrum wegen der hohen Wahlbeteiligung Verluste hinnehmen. Zwischen 1924 und 1929 wurde in Villingen das Zentrum hauptsächlich von Angestellten, Berufslosen und Arbeitern, besonders von Arbeitern bei Bahn und Post gewählt. Beschäftigte bei der Bahn stellten in Villingen einen hohen Prozentsatz der Einwohnerschaft. Nach

Rüdiger Geist scheinen selbst protestantische Eisenbahner bevorzugt das katholische Zentrum gewählt zu haben. Nach 1930 wurde es bevorzugt von Arbeitern im Handwerk und von Berufslosen gewählt. Weniger attraktiv scheint diese Volkspartei für die Villingen Oberschicht, den selbständigen Mittelstand und nach 1930 für Teile der Arbeiterschaft gewesen zu sein. In der Gruppe der Arbeiter fand das Zentrum seine Anhänger fast ausschließlich unter den Katholiken.

Die SPD verlor in Villingen zwischen 1919 und 1924 rund zwei Drittel ihrer Wählerschaft überwiegend an die KPD bzw. USP. Am rechten Rand verlor die SPD Stimmen an die bürgerlichen Parteien.

Die KPD hatte ihren Rückhalt fast ausschließlich bei Arbeitern und später bei den Erwerbslosen. Bei Eisenbahnern und Postangehörigen fand sie keine Anhänger. Überrepräsentiert waren die protestantischen Arbeiter. Insgesamt deuten die Korrelationen aber auf eine geringe soziale Konformität der KPD-Wähler Villingens hin.

Die NSDAP hatte in der Villingen Gesellschaft praktisch keinen lokalen Rückhalt. Ihre ersten Erfolge bei der Reichstagswahl 1930 erzielte sie in Villingen in den Wohnbezirken von Beamten, Angestellten und der Oberschicht. 1932 waren diese Zusammenhänge weniger deutlich, was die Beamten und Angestellten anging, dafür gab es Wanderbewegungen der Oberschicht und der Arbeiterschaft zur NSDAP.

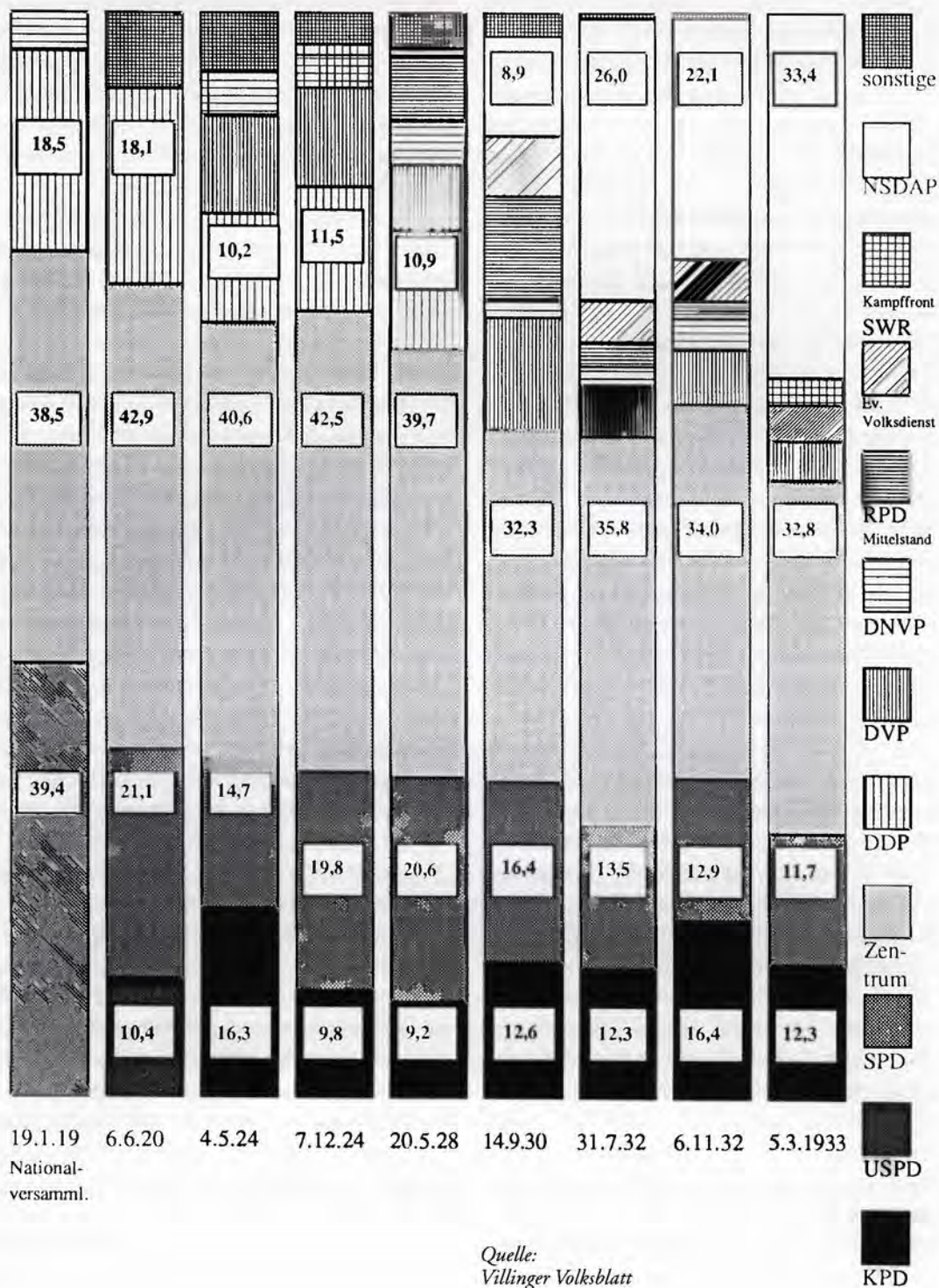
„Die NSDAP scheint also ihren ersten Aufstieg in Villingen in überdurchschnittlichem Maße den Beamten, Angestellten und Angehörigen der Oberschicht zu verdanken. Im Zuge der Reichstagswahlen 1932 und 1933 scheinen ihr aber auch Einbrüche in das Wählerreservoir der Arbeiterschaft gelungen zu sein. Überraschend hoch war auch der Anteil der NSDAP-Wähler aus dem katholischen Lager.“

Ab 1932 hatte die NSDAP in Villingen ihre Anhänger bzw. Wähler aus allen sozialen Gruppen rekrutiert, außerdem profitierte sie von der höheren Wahlbeteiligung.

Die politischen Lager waren recht instabil. Die Wähler, vergleichsweise wenig weltanschaulich

REICHSTAGSWAHLEN: VILLINGEN 1919 BIS 1933

(in Prozent)



Quelle:
Villinger Volksblatt

festgelegt, trafen ihre Wahlentscheidung aus der aktuellen Situation heraus. Für diese Hypothese spricht auch der niedrige Anteil an Zentrums-wählern, gemessen am Anteil der katholischen Bevölkerung in der Stadt Villingen.

Bei Villingens Kommunalwahlen fallen die hohen Gewinne bürgerlicher Gruppierungen auf, gegen die sich Zentrum, SPD und KPD nur schwer behaupten konnten.

Die KPD schnitt auf kommunaler Ebene sehr schlecht ab. Ihr höchstes Ergebnis in Villingen erzielte sie bei den Reichstagswahlen im Mai 1924 und im November 1932. Hier erreichte sie 16,3 bzw. 16 Prozent der Stimmen. Die KPD war Gewinnerin der Reichstagswahl von 1932 in Villingen. Bei dieser Wahl hatte die NSDAP rund 300 Stimmen verloren, die KPD rund 300 Stimmen gewonnen und damit ihr bestes Ergebnis in Villingen erreicht.

7. Politische Radikalisierung

Nach den Beobachtungen des Landeskommissärs Konstanz gab es Anfang 1928 noch keine Ortsgruppe der NSDAP in Villingen, aber eine Gefolgschaft des rechtsradikalen Jungdeutschen Ordens mit 26 Mitgliedern und eine Stahlhelmgruppe mit zehn Mitgliedern.

Das „Volksblatt“ berichtete am 11. Mai 1930 zum ersten Mal über eine „gutbesuchte“ nationalsozialistische Versammlung im Saal des „Waldschlöble“. Ein Drittel der Besucher seien auswärtige Nationalsozialisten, ein Drittel Schwenninger Kommunisten und ein Drittel neugierige Zuschauer gewesen. Redner war ein gewisser Köhler aus Weinheim. Nach dem ersten Satz der Schlußrede erhoben sich „geschlossen die Kommunisten und ein dreimaliges ‚Rot Front‘“ ertönte. Dann kamen die Heilrufe der Hitleranhänger. Die Kommunisten fielen mit der Internationale ein und marschierten ab. Für die Unbeteiligten soll es eine „Gaudi“ gewesen sein. Die Zeitung bemerkte dann am 14. Juni 1930, daß die NSDAP in Villingen selbst bis jetzt wenig Fuß fassen konnte und im Schwarzwald auf ihre Hochburgen Furtwangen und Triberg begrenzt sei.

Ernst nahm man die Nationalsozialisten zu diesem Zeitpunkt in Villingen anscheinend nicht. Aber die politischen Sitten in Deutschland waren schon reichlich heruntergekommen, das sah auch das „Volksblatt“. Unter der Überschrift „*Deutschland ein Paradies für Straßenlummel*“ zitierte das Blatt einen Artikel des „Manchester Guardian“:

„Was in England als Mord betrachtet wird, gilt hier (in Deutschland) vielfach als Totschlag ... Es ist selten, daß einem Nationalsozialisten irgendetwas geschieht, es sei denn, daß ihm ein Bruder von der anderen Couleur an den Kragen geht. Auch wenn die Burschen von der Polizei erwischt werden, kommen sie verhältnismäßig glimpflich davon ... Ohne Erlaubnis Waffen zu tragen kostet nur eine kleine Geldstrafe.“

Ab 1931 mußten in Villingen auf Grund der Notverordnung des Reichspräsidenten vom 28. März alle parteipolitischen Veranstaltungen beim Bezirksamt angemeldet werden. Bei Zuwiderhandlungen gegen diese Anmeldepflicht war man in Villingen rigoros. Als der Villingener NSDAP-Ortsgruppenleiter zur Verstärkung des „Saalschutzes“ bei Krawallen im „Deutschen Haus“ in St. Georgen am 13. April 1931 eine zusätzliche Lastwagenfahrt mit SA zu dieser Veranstaltung ansetzte, wurde er vom Amtsgericht Villingen am 15. Mai zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Ein Teil der Strafe wurde Wagenbauer dann allerdings wegen „Wohlverhaltens“ erlassen. Ein anderer Villingener Nationalsozialist wurde aus dem Staatsdienst entlassen, weil er im Dienst das Adler-Abzeichen der NSDAP getragen hatte.

Villingens Bürgermeister verbot das Tragen von Uniformen und die Veranstaltung von Umzügen. Die KPD-Villingen beantragte am 28. April durch den Schlosser Mauthe eine Maikundgebung am Bertholdsdenkmal und einen Umzug durch die Niedere, Bicken-, Obere, Riet-, Färber- und Gerberstraße und über den Münsterplatz. Mauthe wurde „*anheimgegeben, dafür zu sorgen, daß keine verbotenen Waffen mitgeführt wurden*“.

Ebenfalls für den 1. Mai beantragte die „Soz. Sport- u. Kulturgemeinschaft“ eine Maifeier im „Löwen“ mit Kundgebung. Das christliche Gewerkschafts-

kartell veranstaltete eine Versammlung für die Arbeitslosen „ohne politische Aussprache“, und der Wirt zum „Hohenzollern“ meldete für den Abend des 1. Mai einen „gemütlichen Unterhaltungsabend“ der KPD-Villingen an.

Bei dieser Mai-Veranstaltung kam es zu heftigen Ausschreitungen. „Während die Sozialdemokraten keine öffentliche Demonstration abhielten, kamen, wie üblich, die Kommunisten in starker Anzahl von Schwenningen herüber, uniformiert, mit zahlreichen roten Fahnen und Transparenten. Auch viele Frauen und Kinder waren dabei.“ Am Bertholdsdenkmal beschlagnahmte die Polizei drei nicht genehmigte Plakate der Schwenninger. Sie trugen die Aufschriften „Setzt Euch zur Wehr“, „Arbeiter werden ermordet“ und „Die Nazi sind bewaffnet“. Der Umzug von Villingen und Schwenninger Genossen ging dann zum Münsterplatz. Wegen der vorausgegangenen Polizeiaktion kam es dabei zu schweren Unruhen. Ein Kommunist wollte vom Brunnen vor der alten Sparkasse herab eine Rede halten und ergriff die Flucht, als die Polizei ihn festhalten wollte. In der Hans-Kraut-Gasse kam es zu einer Schlägerei, „bei der zwei Polizeibeamte zu Boden geworfen ... wurden und mit Gummiknüppel und dem blanken Seitengewehr herausgehauen werden mußten. Als ein Bannerträger mit seiner Fahnenstange eingriff, ging diese in Stücke und diente ebenfalls als Waffe ... Ernstlich verletzt wurde anscheinend niemand“. Am Abend nahm die Polizei noch eine Razzia auf dem „Hohenzollern“ vor, „doch ohne wesentliches Ergebnis“.

Die Straße gehörte längst den paramilitärischen Verbänden und Bünden von rechts und links.

Ein Solidaritätstag der „Roten Hilfe“ auf der Wanne wurde vom Bürgermeister und den Stadträten Uebler und Späth, Beisitzer in der Einspruchskommission, mit dem Hinweis abgelehnt, „dass sich nicht ähnliche Vorgänge wie anlässlich des kommunistischen Umzuges am 1. Mai wiederholen“. Man befürchtete die Beteiligung von befreundeten Organisationen aus Schwenningen, auch deshalb, weil „zur Zeit in Württemberg alle Veranstaltungen unter freiem Himmel verboten sind“.

Wenn man auch davon ausgehen kann, daß das

Villinger „Volksblatt“ grundsätzlich keine Ankündigungen der NSDAP abdruckte und auch nicht über alle NSDAP-Veranstaltungen berichtete – zum Ärger der Nationalsozialisten –, so scheinen sich Stadtverwaltung und das Badische Bezirksamt Villingen doch recht erfolgreich gegen die Militarisierung auf der Straße gewehrt zu haben. Auch den Vorwurf der Einseitigkeit kann man den Villingen Behörden nicht machen. Nach den Erfahrungen des 1. Mai 1931 war man bei radikalen Gruppierungen äußerst zurückhaltend geworden und suchte Auftritte unter freiem Himmel möglichst zu verhindern. Das Argument von Bürgermeister Gremmelspacher lautete:

„Es darf nicht übersehen werden, dass derartige Demonstrationen ... gleichzeitig ganz bedenkliche Einflüsse auf den Fremdenverkehr haben werden.“

Die Kampforganisationen der Parteien vertrieben sich ihre Zeit mit militärischen Übungen, Appellen, Tagesmärschen, Geländeübungen etc., sangen Soldatenlieder und marschierten in Formation und Gleichschritt, manchmal auch mit „klingendem Spiel“. Jede politische Gruppierung war in der Regel an ihrer Uniform zu erkennen, trug Militärmützen, Soldatenstiefel und einen Leibriemen, der an Gewehrriemen erinnern sollte, nur zu oft aber auch als Schlagwaffe verwendet wurde.

Nicht in Villingen selbst, dafür aber in den umliegenden Gemeinden tobte sich der NS-Pöbel aus. In der faschistischen Hochburg St. Georgen kam es Anfang September 1931 nach einem Vortrag des NS-Abgeordneten Rupp zu einer Saalschlacht. Es fiel der Zwischenruf „Hitler verrecke!“ Anschließend kam es zu gewalttätigen Ausschreitungen.

Die Saalschlacht von St. Georgen kam in Villingen am 26. November 1931 zur Verhandlung. Dabei wurde ein Reichsbannermann und ein Nationalsozialist zu je drei Monaten Gefängnis verurteilt – „wegen verbotenen Waffentragens“.

Am 9. April, vor dem zweiten Wahlgang bei der Hindenburg-Kundgebung in der Tonhalle, störten Nationalsozialisten den Redner durch Zwischenrufe. Die Nazis wurden gezwungen, den Saal zu verlassen, wobei es zu einer Schlägerei kam. Hindenburg verlor bei diesem Wahlgang 200

Stimmen, Hitler konnte in Villingen 600 Stimmen dazugewinnen, wohl auch Stimmen, die beim ersten Wahlgang für Thälmann abgegeben wurden. Auch wenn die Nazis öffentlich in der Stadt Villingen zu diesem Zeitpunkt nicht so stark auftraten wie im Umland, eine große Gruppe von Bürgern begann sich für den „Führer“ zu erwärmen.

Kurze Zeit, nachdem die Tonhalle bei der Hindenburg-Kundgebung durch Polizei geräumt worden war, versammelten sich etwa 50 Nationalsozialisten vor dem Gebäude. Die Polizei räumte den Platz und mußte sich dabei beschimpfen lassen mit „Kosaken, Bluthunde und Saubunde“. Ein Polizist erhielt einen Tritt in den Unterleib.

Gegen die Randalierer vor der Tonhalle wurde am 23. Juni 1932 in Villingen verhandelt. Angeklagt waren ein 31 Jahre alter Fräser und ein 41 Jahre alter Angestellter. Beide erhielten 15 Mark Geldstrafe wegen Beamtenbeleidigung.

Bei der Reichstagswahl am 31. Juli 1932 wurde die NSDAP stärkste Partei im Bezirk. In der Stadt Villingen konnte das Zentrum seine Position noch halten und die NSDAP auf Platz zwei verweisen. Aber in den evangelischen Umlandgemeinden hatte sich die NS-Strategie ausgezahlt, so zum Beispiel in Königfeld, Mönchweiler, Peterzell, St. Georgen, Weiler und Triberg. In der Stadt lagen nach der Wahlschlacht überall Hakenkreuze aus Papier herum. Kommentar des „Volksblatts“ hierzu war, „daß dieses Symbol eigentlich reif für den Kehrriechthausen sei“. Bei den Wahlkämpfen war Flagge gezeigt worden, aus vielen Häusern hing die Parteifahne zum Fenster heraus. Nationalsozialisten sollen nach Informationen des „Badischen Beobachters“ Hausbewohnern sogar Geld angeboten haben, wenn sie die Hakenkreuzfahne hinaushängen würden.

Die Kampforganisationen in den Sälen und vor allem auf den Straßen gaben ihren Mitgliedern vermeintliche Perspektiven. Sie organisierten den Alltag, lieferten Erlebnisse und vermittelten durch die Gruppensolidarität scheinbar Geborgenheit und Schutz und durch das martialische Gehabe das Gefühl von Macht und Stärke. Das waren

Aufruf
an alle Partei-Mitglieder!

Nur noch kurze Zeit und die

Reichstagswahl

am 6. November verlangt Ihre Stimme.

Die Entscheidung um das Volksganze dürfte an diesem Tag gefällt werden. Wie ungeheuer wichtig ist es doch, schon in den darauffolgenden Stunden, wenn der Wahlvorstand seine Stimmzählung beendet hat, von dem größten Kulturfaktor aller Zeiten, dem deutschen Rundfunk, die vorläufigen amtlichen, und die in wenigen Stunden folgenden Gesamt-Ergebnisse

Ihrer Partei

vernehmen zu können. Hierfür gibt Ihnen der SABA-Radio-Empfänger aufgrund seiner bedeutenden Vormachtstellung infolge Qualität und unerreichter Empfangswiedergabe das Optimum an Hörmöglichkeit.

Auch nach der Wahl ist gerade das »SABA«-Gerät ein unentbehrlicher Freund für Sie und Ihre Familie.

Verlangen Sie SABA 520 WL Wechselstrom-Superhet mit eingebautem elektrodynamischem Lautsprecher RM. 314,90 oder SABA 310 WL Zweikreis-Dreiröhren-Fernempfänger mit eingebautem elektrodynamischem Lautsprecher RM. 205,80. Dieselben Geräte sind auch für Gleichstrom lieferbar.

Schwarzwälder Apparate-Bau-Anstalt
AUGUST SCHWER SÖHNE G.m.b.H.
Villingen 23 (Schwarzwald).

Anzeige der Firma SABA zur Reichstagswahl am 6. Nov. 1932

emotionale Bindungen, die im Arbeitsalltag und vor allem im Arbeitslosenalltag fehlten. Die Aktivitäten der Kampftruppen vertrieben die Öde und vermittelten das irrixe Selbstbewußtsein, etwas für die Zukunft Deutschlands bzw. der Arbeiterschaft zu tun. Innerhalb dieser Aktivitäten, im Kampf um die Straße, wurde teilweise modernste Technik eingesetzt: Lautsprecher und Massenverkehrsmittel. Der Lastwagen wurde zum Symbol für den Straßenkampf. Das „Zusammentreffen“ der unterschiedlichsten Kampfverbände der Region bei den jeweiligen Großveranstaltungen machte die Situation besonders gefährlich. Dieselben Gegner trafen sich immer wieder an den verschiedenen politischen Brennpunkten. „Vergeltungsgelüste“ konnten sich austoben. Die Schauplätze wechselten, die Fronten und Gegner aber blieben in der Regel gleich. Ein Ritual fand statt mit verhängnisvollen Folgen.

8. Die Machtergreifung in Villingen

Am 30. Januar 1933 wurde Hitler Reichskanzler, am 2. Februar wurde der Reichstag aufgelöst, und es wurden Neuwahlen für den 5. März festgelegt. Die Ortsgruppe des Villingener Zentrums gab am 6. Februar 1933 in einer Versammlung im „Paradies“ die Losung aus: *„Das Zentrum fühlt sich so stark, daß es zum Sturm vorgehen wird.“* Und der Vorstand des Reichsarbeiterrates der deutschen Zentrumspartei wandte sich in der Presse an die „christlich-deutsche Arbeiterschaft“:

„Freunde, der Wahlkampf der vor uns liegt, ist einer der härtesten! Staatliche Machtmittel und finanzielle Kraft stehen gegen Volk und Arbeiterschaft!“

Aber die Fasnachtszeit nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Am 1. März 1933, am Aschermittwoch, erfuhren die Villingener durch die Zeitung vom Reichstagsbrand. Laut Polizeibericht vom 3. März wurde in Villingen das Geschäftslokal der KPD durchsucht und von der Polizei geschlossen. Der Wahltag verlief ruhig.

„Einiges Aufsehen hatte es nur erregt, als wie überall etwa 20 Kommunisten aus Stadt und Bezirk in Schutzhaft genommen wurden (darunter 11 aus Villingen).“

Am Dienstag, den 7. März forderten Nationalsozialisten Villingens Bürgermeister Gremmelspacher auf, wie überall im Lande auch auf dem Villingener Rathaus die Hakenkreuzfahne hissen zu lassen. Ein Anruf des Bürgermeisters beim badischen Innenministerium brachte keine Klärung des Problems.

„Daraufhin erklärte der Bürgermeister der nationalsozialistischen Abordnung, daß er gegen die Hiszung einer Parteifahne aus grundsätzlichen Erwägungen Verwahrung einlegen müsse.“

Um Störungen zu vermeiden, durfte die Hakenkreuzfahne aber neben einer badischen und einer Stadtfahne gehißt werden. Kommentar des katholischen „Volksblatts“:

„Den Wählern dürften nun die Augen aufgehen, daß es mit den bisherigen freiheitlich-demokratischen Methoden aus ist.“

Die badische Regierung trat am 10. März zurück, und am 12. März wurden bei Villingener Sozialdemo-

kraten und im „Volkshaus“ Hausdurchsuchungen vorgenommen, wobei ein Flugblatt des DMV beschlagnahmt wurde.

Am 15. März fand die Feier der „nationalen Erhebung“ statt, es gab einen Umzug mit Polizei, Feuerwehr, Postbeamten, NSDAP-Gruppierungen, dem Stahlhelm und anderen. Im Rathaus hielt der Bürgermeister eine Ansprache, danach sprach der Ortsgruppenleiter Gutmann. Bei der Bürgerausschußsitzung am folgenden Tag fehlten die kommunistischen und sozialdemokratischen Mitglieder. Am gleichen Tag wurden in Villingen der Regierungsrat Uebler, der Gewerkschaftssekretär Schifferdecker und der Landtagsabgeordnete Heid „in Schutzhaft“ genommen.

In der Zeit vom 18. bis zum 20. März wurden Reichsbanner, Eiserne Front und die SAJ aufgelöst, Vereinseigentum wurde beschlagnahmt, das „Volkshaus Löwen“ polizeilich geschlossen. Von SA und SS unterstützt nahm die Polizei Hausdurchsuchungen und „Kontrollen“ vor. Das Einheitspreisgeschäft „Erwege“ und der Konsumverein wurden geschlossen. Zur Feier der Eröffnung des neuen Reichstags fand ein Fackelzug statt. Die Feier endete mit dem Horst Wessel-Lied.

Anders als die Sozialdemokraten stimmte das Zentrum dem Ermächtigungsgesetz Hitlers zu. Da man die Nationalsozialisten bis zum Schluß bekämpft hatte, war diese Entscheidung für Zentrumsanhänger wenig einsichtig. Die Begründung in den katholischen Blättern lautete:

„Es war zu prüfen, auf welchem Wege Ruhe und Ordnung und innere Stabilität am ehesten gewährleistet und wie man nach einer Revolution möglichst schnell wieder feste Fundamente schaffen und zu einem Rechtsstaat zurückkehren könnte. Die Ablehnung des Ermächtigungsgesetzes hätte die Konfliktegefahren vergrößert und mit größter Wahrscheinlichkeit zu unübersehbaren und unverantwortlichen Folgerungen geführt.“

Am 29. März 1933 erschien auf der ersten Seite des „Volksblatts“ der Aufruf des Freiburger Erzbischofs Conrad Gröber, in dem die ablehnende Haltung der Kirche gegenüber dem Nationalsozialismus ausdrücklich aufgegeben wurde und die

Gläubigen „zur Treue gegenüber der rechtmäßigen Obrigkeit und zur gewissenhaften Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten unter grundsätzlicher Ablehnung alles rechtswidrigen oder umstürzlerischen Verhaltens“ aufgefordert wurden.

Bereits am 30. März stand in der Villingener Zeitung ein Aufruf zum Boykott jüdischer Geschäfte, und am gleichen Tag wurden in Baden sämtliche sozialistische Turn-, Sport- und Kulturvereine aufgelöst und ihr Vermögen beschlagnahmt. Stadtrat Uebler legte in Villingen sein Amt nieder. Am 2. April 1933 verzichtete der Landtagsabgeordnete des Zentrums, Karl Häßler, in einer Parteiversammlung auf sein Mandat, wohl weil es nicht mehr opportun war, für diese Partei zu kandidieren. Karl Häßler überstand die Zeit des Nationalsozialismus relativ unbeschadet, obwohl einflußreiche Nationalsozialisten sich anfangs um seine Ablösung von seinem Amt als Sparkassenleiter bemühten.

Am 3. April wurden Stadtrat Uebler und der Redakteur und Zentrumsvorsitzende Karr aus der Schutzhaft entlassen. Die kommunistischen Stadträte verloren ihr Mandat, die Lehrer wurden aufgefordert, marxistisch gesonnene Schüler anzuzeigen.

Verboten!

Auf Weisung des Herrn Ministers des Innern — Kommissar des Reichs — ist das „Villingener Volksblatt“ auf die Dauer einer Woche verboten. Die nähere Begründung des Verbots ist uns noch nicht zugegangen.

Verlag des „Villingener Volksblatt“

Das Volksblatt gibt sein Verbot bekannt am 24. April 1933



Karikatur aus dem Villingener Volksblatt

Redakteur Karr, gerade haftentlassen, veröffentlichte zwei Wochen später einen Artikel, der ihm ein Zeitungsverbot für eine Woche einbrachte. Unter der Überschrift „Verhafteter Pfarrvikar in Pfohren“ hatte er berichtet, daß Pfarrvikar Reichgauer in der Karwoche aus der Kirche heraus verhaftet worden war.

„Nun hat also in der Karwoche Deutschland in seiner Baar das erste Beispiel der politischen Verhaftung eines katholischen Priesters erlebt.“

Bereits am 5. April waren die „Volksblatt“-Leser über das „größte Gefangenenlager Deutschlands“ unterrichtet worden, wo bereits 1750 Gefangene untergebracht seien. Eine neue Zeit hatte begonnen!

Anmerkungen:

Bei diesem Beitrag handelt es sich um das Manuskript eines Vortrages, der im Januar 1995 im Geschichts- und Heimatverein Villingen gehalten wurde.

Aus Platzgründen wurde auf die wissenschaftlichen Anmerkungen und Quellenhinweise verzichtet. Wir verweisen auf das von der Autorin herausgegebene Buch „Arbeit und Brot“, Neckarverlag VS, ISBN 3-7883-0869-9 (1990).

– Gekürzte Fassung! – Den ausführlichen 25seitigen Jahresbericht erhalten Sie im Stadtarchiv und bei den Städt. Museen. Er enthält u. a. eine ausführliche Themenliste über alle im Stadtarchiv bearbeiteten Themen zur Stadtgeschichte.

1. Allgemeines

In den Bereichen Archiv und Museen wurden in diesem Jahr größere Vorhaben abgeschlossen. Am 19. Mai wurde das Gebäude des Stadtarchivs, Lantwattenstraße 4, Stadtbezirk Villingen, in Anwesenheit des Oberbürgermeisters eröffnet. Damit ist eine zentrale Benutzung der Bestände des Stadtarchivs mit Ausnahme derjenigen der kleineren Stadtbezirke, außer Mühlhausen, möglich. Die Arbeitsbedingungen für Archivpersonal und Benutzer sowie die Lagerungsbedingungen des Archivguts haben sich dadurch wesentlich verbessert. Die Benutzerzahlen des Archivs sind sprunghaft angestiegen. Noch nie haben so viele Personen das Archiv ausgewertet.

Das Stadtarchiv hatte an den Arbeiten zur 900-Jahr-Feier Rietheims wesentlichen Anteil. In seiner Federführung lagen die publizierte Ortsgeschichte, Dokumentenausstellung, der Festvortrag des Stadtarchivars und die finanzielle Abwicklung. Ebenso wirkte das Archiv an der organisatorischen Vorbereitung mit.

Das Franziskanermuseum arbeitete intensiv an der musealen Gestaltung des 1. Obergeschosses „Stadtgeschichte Villingens bis 1800“. Der Gemeinderat genehmigte am 14. April die Förderung des Museums im Rahmen des Stadtqualitätsprogramms, so daß die Finanzierung des 1. OG, das am 7. Oktober 1995 eröffnet wurde, gesichert ist.

Stadtarchiv und Franziskanermuseum erarbeiteten gemeinsam eine historische Dokumentation für den Kaiserturm, die seit 7. Mai als ständige Ausstellung dort gezeigt wird. Das Thema der Ausstellung lautet „Geschichte der Wehrbauten und der Verteidigung Villingens.“

Am 10. Dezember wurde der erste Bearbeitungsabschnitt des Uhrenindustriemuseums eröffnet. Seit 1991 haben die Mitarbeiter des Heimatmuseums im dienstlichen Auftrag an dem Projekt mitgewirkt. Dr. Reinartz arbeitete an der Einrichtung des Museums im dienstlichen Auftrag als Geschäftsführer des Fördervereins.

Sechs Inkunabeln aus der ehemaligen Bibliothek des Franziskanerklosters Villingen konnten am 1. Juli auf einer Versteigerung in London erworben werden. Eine kurzfristig gestartete Spendenaktion für den Ankauf der Bücher erbrachte 38.029,63 DM.

Das Amt nahm an dem Treffen „150 Jahre badische Revolution“ von Städte- und Gemeindevetretern in Offenburg teil. Es möchte zu dem Jubiläum insbesondere eine Ausstellung machen.

2. Stadtarchiv

Infolge fachwidriger Lagerung von Archivalien in der Vergangenheit, auch in den kleineren Stadtbezirken, waren eine Menge von 849 Umzugsbehältern Archivgut angeschimmelt, die zu einer Firma nach Trier gefahren werden mußte. Dort wurden die Schimmelpilze und -sporen abgetötet. Durch den persönlichen Einsatz der Mitarbeiter bei den Transportfahrten konnten ca. 25.000 DM eingespart werden. Das geschilderte Problem und seine Lösung verdeutlichen, daß es sich langfristig lohnt, Fachpersonal einzustellen und geeignete Gebäude zu erwerben.

Benutzung

Benutzungstage (1 Benutzer: 1 Tag)

1991 = 99

1992 = 107

1993 = 198

1994 = 577

Zahl der Benutzer (persönliche Benutzung im Benutzerraum)

1991 = 58

1992 = 54

1993 = 68

1994 = 161

Schriftliche wissenschaftliche, heimatkundliche und genealogische Anfragen

1991 = 35

1992 = 49

1993 = 35

1994 = 88

Veröffentlichungen

– „Liebes altes Schweningen. Bilderbuch einer Stadt im Wandel.“ Herausgegeben von Manfred Reinartz im Auftrag der Stadt Villingen-Schwenningen. Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der städtischen Museen, Band 11.

– „900 Jahre Rietheim“, Geschichte und Gegenwart 1094/1994. Schriftenreihe der Stadt Villingen-Schwenningen, Band 6.

Das Stadtarchiv eröffnete eine neue Reihe „Blätter zur Geschichte der Stadt Villingen-Schwenningen“. Das erste Heft, „Judenschicksale in Villingen“, wurde von drei Schülerinnen im Rahmen eines Projekts erarbeitet.

Ute Schulze: „Der Kaiserturm in Villingen – seine Instandsetzung und heutige Nutzung“, in: „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ 3/1994, S. 109.
Herbert Aderbauer besorgte im Rahmen eines Werkvertrags die Grundlagenstudie „Ortsgeschichte Obereschach. Historische Grundlagen, Bibliographie, Archivalien, Themenvorschläge.“ Diese Arbeit soll die Untersuchungen zur Ortsgeschichte Obereschachs anleiten und erleichtern. Im Rahmen eines Werkvertrags wurden von Andreas Nutz die Arbeiten an der Edition der älteren Bürgerbücher Villingens 1336–1590 fortgesetzt.

Am 26. Oktober genehmigte der Verwaltungs- und Kulturausschuß die Herausgabe einer Stadtgeschichte Villingen-Schwenningen, die 1998 aus Anlaß der 1000-Jahr-Feier (1999) erscheinen soll. Die Stadtgeschichte wird im Hermann-Kuhn-Verlag Schweningen publiziert.

Ausstellungen

Vom 17. Mai – 19. Juni fand im Franziskanermuseum die Ausstellung „Farben, Felder & Figuren. Das Landeswappen und die kommunalen Wappen in Baden-Württemberg“ statt.

Aus Anlaß der „Ersterwähnung des organisierten Villingener Bürgermilitärs im Jahre 1294“ (Historische Bürgerwehr Villingen) wurde von Stadtarchiv und Franziskanermuseum die Ausstellung „Stationen der städtischen Verteidigung Villingens von 1294–1803“ präsentiert, die vom 5.–19. September in der Kundenhalle der Sparkasse VS im Stadtbezirk Villingen zu sehen war.

3. Städtische Museen

Allgemeines

Am 5. Mai wurde eine Vereinbarung über die museumspädagogische Zusammenarbeit zwischen dem Staatlichen Schulamt Villingen-Schwenningen und der Stadt Villingen-Schwenningen geschlossen. Die Ziele der Arbeit beinhalten insbesondere die Einführung von Lehrerinnen und Lehrern in die Arbeit im Museum als besonderem Lernort und die Konzeption von speziellen Führungen und Aktionen für Schulklassen, um so den Schülern Zugänge zu ihrer nächsten Umgebung zu ermöglichen. Das Staatliche Schulamt beauftragte für die museumspädagogische Arbeit Diplom-Pädagogin Lehrerin Jane Heinichen, Hauptschule am Deutenberg. Ihr steht ein Deputat von 3 Wochenstunden zu.

Im Berichtszeitraum wurden gemeinsam mit dem Kulturamt die Bemühungen zur Gründung eines Fördervereins „Kulturzentrum Franziskaner Villingen-Schwenningen“ fortgesetzt. Zweck des Vereins ist die Förderung von Musik, Kunst und Kultur, Bildung und Erziehung, Wissenschaft und Forschung. Der Satzungszweck des Vereins soll

vor allem durch die Förderung des Konzerthauses, der Museen und des Ausstellungswesens im Kulturzentrum Franziskaner erreicht werden.

Franziskanermuseum/Museum Altes Rathaus

Museen, Hochbauamt und Kulturamt erarbeiteten gemeinsam mit Architekt Fuhrer einen Plan zur baulichen Optimierung des Franziskaners: Vergrößerung des Foyerbereiches, Verbindungen zwischen den Teilen des Gebäudekomplexes, Schaffung eines infrastrukturellen Zentrums mit Kasse und Cafeteria, Verbesserung der Bedingungen für Wechselausstellungen.

Für das 2. Obergeschoß des Klostergebäudes wurde die Vorplanung zur musealen Gestaltung abgeschlossen und in mehreren vorbereitenden Treffen die Grundkonzeption erarbeitet. Die dafür notwendigen Werkverträge wurden abgeschlossen. Für die Neupräsentation der Schwarzwaldsammlung wurde die inhaltliche Konzeption einschließlich Arbeits- und Zeitplan vorgelegt. Ein entsprechender Werkvertrag wurde abgeschlossen, ebenso wie für die Neukonzeption des Magdalenenbergs. Herbert Schroff lieh dem Museum seine umfangreiche SABA-Sammlung. Ein Leihvertrag, an dem man, mit Unterbrechungen, fast ein Jahr arbeitete, wurde von beiden Seiten unterzeichnet.

Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit

Es wurden zwei Praktikantinnen betreut und ein kleines „Forschungsprojekt“ gemeinsam mit der Hebammenschule der Städtischen Kliniken für 1995 initiiert. Die Kleinskulptur „Jesuskind im Paradiesgarten“ wurde für eine restauratorische Diplomarbeit untersucht. Eine Dissertation über Ofenkacheln des 16. Jahrhunderts im südwestdeutschen Raum mit Objekten aus unserer Sammlung steht kurz vor dem Abschluß. Verschiedene Ausstellungsprojekte anderer Aussteller wurden bei der Recherche oder in Form von Leihgaben unterstützt: Augustinermuseum Freiburg (Klosterarbeiten), Jörg Zimmermann (Textilien, Handwerkszeug), Württembergisches Landesmuseum („Nikolaus Weckmann“), Freilichtmuseum Neuhausen („Fremde im Dorf“) und das Frei-

lichtmuseum Kommern („St. Nikolaus“). Die Museumspädagogische Abteilung wurde auf- und ausgebaut: Einrichtung des Museumspädagogikraumes, Beschaffung von Arbeitsmaterial und Requisiten (Tracht, Krätzen, Uhrenkoffer, Sitzkissen, Hocker). Die Pressearbeit in diesem Bereich wurde intensiviert und ein Programm mit öffentlichen Führungen aufgestellt. Die Führerinnen wurden aus- und weitergebildet: Teilnahme am Tagesseminar des Vereins für Museumspädagogik Baden-Württemberg, Ausarbeitung und Vermittlung von vier Standardführungen. Der Arbeitskreis für die Zusammenarbeit mit den Schulen tagte siebenmal. Es fanden zahlreiche Führungen statt für Schulklassen, Erwachsene und neue Zielgruppen (Eltern mit kleinen Kindern). In der Erwachsenenpädagogik wurden durch die Zusammenarbeit mit der VHS im Kreativbereich verschiedene Projekte angeregt (Museumskalender, Strohseminar VHS).

Im Rahmen der VHS wurden Stadtführer ausgebildet und ein Seminar zur Neueinrichtung des 2. OG des Franziskanermuseums Abteilung Zeitgeschichte begonnen („Museumswerkstatt“). Das Museum beteiligte sich mit einer Einzelaktion zum Alten Rathaus am Tag des offenen Denkmals (11. September). Es präsentiert sich der Öffentlichkeit in einem Faltblatt sowie Plakat pro Quartal mit den öffentlichen Führungen und Veranstaltungen.

Sonderausstellungen:

- „Frequenzwechsel“ (13. 11. 1993 – 16. 1. 1994)
- „Ärzte gegen Atomkrieg: Hiroshima“ (26. 4. – 26. 5. 1995)
- „Industriearchitektur in Villingen und Schwenningen“ (Vorbereitung)
- „Schemen aus 4 Jahrhunderten“ (Vorbereitung)
- „Restaurieren heißt nicht wieder neu machen“ (Vorbereitung)

Veröffentlichungen:

Michael Hütt, Beitrag in: „Der Kaiserturm“, herausgegeben von der Kreishandwerkerschaft Schwarzwald-Baar-Kreis, VS 1994.

Anita Auer/Michael Hütt u. a.: „VS-Franziskanermuseum“, in: Museumsblatt, April 1994, H 13, S. 75–79.

Heimatmuseum / Uhrenmuseum, Uhrenindustriemuseum

Die Tätigkeit der Mitarbeiter des Heimatmuseums stand im Zeichen zweier Projekte:

- Herausgabe des Buches „Liebes altes Schwenningen. Bilderbuch einer Stadt im Wandel“, das am 14. November 1994 im Verlag Hermann Kuhn erschien, vor allem aber
- Einrichtung und Aufbau des Uhrenindustriemuseums Villingen-Schwenningen (1. Bauabschnitt), das am 10. Dezember eröffnet wurde. Das in Fabrikräumen der ehemaligen Württembergischen Uhrenfabrik Bürk Söhne befindliche Uhrenindustriemuseum trägt der Tradition Schwenningens als der einst bedeutendsten Uhrenstadt der Welt Rechnung. Es vermittelt wichtige Einblicke in die Technik-, Sozial- und Wirt-

schaftsgeschichte der Stadt und der Region und kann zu einem attraktiven touristischen Ziel an der 1992 eröffneten Deutschen Uhrenstraße werden.

4. Dienstbibliothek

Die wissenschaftliche Dienstbibliothek umfaßt rd. 20.000 Bände aus den Sachgebieten Geschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde, Archivkunde, Museumskunde, Germanistik. Sie weist auch einen beachtlichen Altbestand auf. Auf einer Versteigerung Fürstenbergischer Bibliotheksbestände in London konnten sechs Inkunabeln, Buchdrucke vor 1500, mit der Provenienz Franziskanerkloster sowie Kloster St. Clara Villingen ersteigert werden. Durch die Versteigerung wurde der älteste Bestand der ehemaligen Franziskanerbibliothek, rd. 90 Bände, auseinandergerissen und damit dem Bibliothekswesen und der historischen Forschung insbesondere zu Villingen schwerer Schaden zugefügt. Insgesamt verzeichnete die Bibliothek an Neuzugängen 410 Titel.

Das Konzept „Kulturgeschichte“ im Villingen Franziskanermuseum ¹⁾

Dr. Michael Hütt

Die am 7. Oktober 1995 eröffnete Dauerausstellung im Franziskanermuseum ist der erste Teil einer umfassenden Neukonzeption des gesamten Museums. Zugleich ist sie das erste Ergebnis der Arbeit eines noch relativ neuen wissenschaftlichen Teams am Museum ²⁾. Einige programmatische Erläuterungen zu unserer Konzeption mögen vor diesem Hintergrund vielleicht auf Interesse stoßen und zur Diskussion in der geschichts- und museumsinteressierten Öffentlichkeit anregen. Für uns wäre dies ein Beleg für die Lebendigkeit der Institution Franziskanermuseum.

Die neue Abteilung trägt den nüchternen, wenig spektakulären Titel „Kulturgeschichte Villingens vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“. Der Begriff der „Kulturgeschichte“ ist

schillernd und man hat öfter den Eindruck, daß er gerade deshalb manchmal aus Verlegenheit angewandt wird, wenn man nicht so genau weiß, was man eigentlich betreibt. Diesen Vorwurf wollen wir uns natürlich nicht machen lassen.

Tatsächlich erfolgte erst nach der Fertigstellung der Konzeption ein Wechsel in der Bezeichnung des Ergebnisses. Zuvor sprachen wir von „Stadtgeschichte“. Der Grund für die Änderung lag in der Entdeckung einer frappierenden Übereinstimmung zwischen unserer Themen- und Raumaufteilung im Franziskanermuseum 1995 und dem „System der deutschen Geschichts- und Alterthumskunde entworfen zum Zwecke der Anordnung der Sammlungen des germanischen Museums“ in Nürnberg von 1853 ³⁾. Worin diese

Übereinstimmung besteht, was sie über die Art unserer Konzeption aussagt und was das alles mit dem Begriff Kulturgeschichte zu tun hat, das soll in einem kleinen Exkurs erläutert werden.

Freiherr Hans von und zu Aufsess, Initiator und Gründer des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, unterteilt in seinem verästelten System zunächst zwischen „Geschichte“ und „Zuständen“, um dann die Geschichte, worunter er „die Thathandlungen, Begebenheiten der Menschen“⁴⁾ versteht, recht schnell beiseite zu schieben⁵⁾. Wir müssen gestehen, in unserer Ausstellung ähnlich verfahren zu sein. Aus dem Bereich der Ereignisgeschichte Villingens erfährt man auf wenigen Schrifttafeln nur einige dünne Daten. Zur Ehre einer eigenen Abteilungsabteilung sind lediglich die Belagerungen des Dreißigjährigen Krieges und des Spanischen Erbfolgekrieges gelangt, und die auch nur, weil uns daran hauptsächlich das Leben in der belagerten Stadt und die Erinnerung der Villingen an diese Ereignisse interessiert haben.

Unter den „Zuständen“ unterteilt Aufsess zwischen „allgemeinen Cultur- und socialen Zuständen“ einerseits und „besonderen Anstalten für allgemeines Wohl“ andererseits. Letztere erfahren noch einmal eine Untergliederung in Anstalten „für geistiges Wohl, Religionsanstalten“ und Anstalten „für materielles Wohl, Staatsanstalten“. Diese Aufteilung werden Sie bei einem Rundgang durch die Ausstellung wiederfinden. Dort haben wir entsprechend den drei Flügeln der Klosteranlage drei Grundthemen behandelt. Im mittleren, zentralen Quertrakt stellen wir Dinge aus, die nach heutiger Terminologie dem Bereich der Alltagsgeschichte zuzuordnen sind, also die „allgemein Cultur- und socialen Zustände“. Tatsächlich findet sich in dieser Abteilung nichts, was nicht auch 1853 in der weiteren Ausdifferenzierung der Sammlungskonzeption des Germanischen Nationalmuseums unter diesem Stichwort berücksichtigt worden wäre. Man findet dort Exponate zu „Land und Leute: Geschlechts- und Familienverhältnisse, Standes- und Classenverhältnisse“, „Leben: Lebensbedarf und Erwerb: Leibesbedeckung; Leibesunterhalt; Erzeugung und Erwerb: natür-

licher: Landbau und Thiernutzung; künstlicher: Industrie, Gewerbe und Handel; Lebensweise: Sitten und Gebräuche, sociale Verhältnisse: Geselligkeit, Courtoisie, Unterhaltungen, Feste“.

Im Südflügel ist der Bereich von Herrschaft und Verwaltung untergebracht, also die „besonderen Anstalten für materielles Wohl“ – wobei man hier zugegebenermaßen den „Staat“, den Aufsess im Sinn hat, durch „Stadt“ ersetzen müsste. Behandelt werden „Staatsverfassung, Ordnung und Rechte“, „Staatsverwaltung: Regierungsweise, Regierungsorgane, Finanzmittel, Fürsorge für das Staatswohl: Polizei, Wohltätigkeitsanstalten; Staatsschutz: Rechtsschutz: Gerichtsbarkeit, Gerichte, Gerichtsverfahren, Rechtsnormen, ... Rechtsfälle. Waffenschutz: Kriegswesen, Kriegsbedarf, Kriegersleute, Waffengattung, Kriegs- und Waffenübung“. Der Nordflügel beherbergt schließlich mit den Exponaten zu und aus den Villingen Klöstern und Kirchen das, was Aufsess unter den besonderen Anstalten für geistiges Wohl versteht.

Was sagt diese merkwürdige Parallele zwischen dem ersten Konzept für ein Geschichtsmuseum aller Deutschen 1853 und dem Konzept eines Heimatmuseums 1995? Zufall ist es ja wohl nicht, also sind entweder wir so altmodisch oder Aufsess ist so modern. Selbstverständlich ist letzteres der Fall.

Die Gründung des Germanischen Nationalmuseums 1852 erfolgte durchaus in Opposition zur herrschenden akademischen Geschichtsauffassung und zu den bereits bestehenden Kunstmuseen⁶⁾. Widmeten sich die staatstragenden Historiker um 1850 in erster Linie den politischen Ereignissen, den Schlachten, den Urkunden und Verträgen, in denen die Staaten und die großen Persönlichkeiten der Weltgeschichte als Handelnde auftraten, so versuchte man dagegen in Nürnberg, die Aufmerksamkeit auf das „Volksleben“ zu lenken, und in dem, was man „soziale Strukturgeschichte“ nennen könnte⁷⁾, die eigentliche Triebkraft des geschichtlichen Fortschritts zu erkennen. Alle historischen Hinterlassenschaften wurden berücksichtigt, auch und gerade die materielle Kultur des Alltags, wie Kleidung und Gewerbezeugnisse

oder Belegstücke aus dem Zusammenhang von Festen und Gebräuchen. Bemerkenswert ist ebenso der Versuch, die Verfassungsgeschichte von der Staatsordnung bis zum Kriegswesen, die Kirchen- und Religionsgeschichte sowie die Geschichte der Wissenschaften und der Künste und damit auch den Sammelbereich der bereits bestehenden, aus den fürstlichen Sammlungen hervorgegangenen Kunstmuseen in das historische Gesamtbild zu integrieren. Damit reichte man in zweierlei Hinsicht über alle späteren realisierten Museumstypen hinaus: Erstens in der Rückführung der gesammelten Gegenstände auf ihre ursprüngliche Funktion innerhalb historischer Lebenswelten und zweitens in der Anerkennung des Quellenwerts aller historischen Hinterlassenschaften vom rostigen Nagel bis zum Altarbild.

Gerade über diesen umfassenden Anspruch spoteteten die etablierten Historiker. Indem sich der Ansbacher Geschichtsforscher Karl Heinrich Ritter von Lang über das Sammeln „alter Grabestöpfe, Streithämmer, Bierhumpen, verrosteter Spangen und verzerrter Heiligenbilder“⁸⁾ lustig machte (alles Dinge, die auch im Franziskanermuseum präsent sind), versuchte er, die Gegenstände als wertlos hinzustellen und ihren systematischen Zusammenhang entschieden zu leugnen, weil er ihre Aussagekraft und damit ihren Wert in Bezug auf historische Lebenswelten ignorierte⁹⁾.

Die beschriebene Kontroverse war Teil der allgemeinen Auseinandersetzung um die Herangehensweise der Kulturgeschichte vor dem Hintergrund der bürgerlichen Revolution von 1848. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts waren in Deutschland zahlreiche Veröffentlichungen erschienen, die entweder den Begriff „Kulturgeschichte“ im Titel führten oder doch einen entsprechenden Inhalt hatten. Allen war eine ähnlich universale Herangehensweise gemeinsam. Die Verfasser stammten zumeist aus der akademisch gebildeten Mittelschicht und nur selten aus dem Hochschulbereich. Ihren Rückhalt fanden sie in den zahlreich entstandenen Vereinen „für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde“¹⁰⁾, deren Mitglieder Pastoren, Gymnasialprofessoren, Gerichtsräte, Ärzte,

Oberförster und Kaufleute waren. Viele von Ihnen beteiligten sich 1848 aktiv an der Revolution.

Mit welchen gesellschaftspolitischen Motiven die Beschäftigung mit der Kulturgeschichte verbunden war, läßt sich durch ein Zitat belegen, das aus der Vorrede von Wilhelm Wachsmuths 1850 erschienener „Allgemeiner Kulturgeschichte“ stammt¹¹⁾: „Wenn der theilnehmende Beobachter der jüngsten Vergangenheit [...] in dem Glauben an Fortschritt und Gesittung in Staatseinrichtungen und Staatshändeln irre wird, so erlangt er in der Culturgeschichte die Zuversicht, daß der unermessliche Gütervorrath, der der Menschheit in Gewerbe und Verkehr, in Wissen und Kunst zuge wachsen ist und täglich sich noch mehrt, dem politischen Ungeist in Anarchie und Despotismus nachhaltigen Widerstand leisten und den Fortschritt im Großen und Ganzen sichern werde; in ihr findet die hohe Mission der Menschheit sich wieder. Darum hat der Verfasser gegenwärtigen Buchs in seinem Mißbehagen an der politischen Geschichte der neuesten Zeit sich jener zugewandt“¹²⁾. An diese Funktion der Herausarbeitung eines im „unermesslichen Gütervorrath“ enthaltenen Informationspotentials über die Kulturfähigkeit und das kulturelle Vermögen der Menschheit knüpfen wir heute an, wenn sich auch die Zuversicht in den unaufhaltsamen Fortschritt der Kultur verflüchtigt hat. Der nachhaltige Widerstand gegen den Ungeist, den Wachsmuth in den Gegenständen der Kulturgeschichte entdeckt, ist der kulturpolitische Kern unseres Rückgriffs auf eine fast 150 Jahre alte Museumskonzeption. Diese Haltung ist zwar recht bescheiden und etwas resignativ, aber sie ist nicht unpolitisch, ist kein Rückzug in eine konfliktbereinigte vergangene Idylle, in der vermeintlich alles noch besser und in Ordnung war. Es geht vielmehr um das Sammeln von materiellen Sachgütern und von kulturgeschichtlichen Zusammenhängen als Speicherung oder Vorratshaltung und um deren Vergegenwärtigung in der Ausstellung als auf die Zukunft zielende geistige Anregung¹³⁾.

Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, übrigens ebenso wie das Franziskanermuseum in

einer ehemaligen Klosteranlage mit Kirche und Kreuzgang angelegt, ist nie im Sinne des Aufseherischen Systems verwirklicht worden. Hier wie überall gab man schon bald den Anspruch auf, die Museumsobjekte mit Bezug auf ihren historischen Kontext, ihren ursprünglichen Gebrauchszusammenhang auszustellen, zugunsten einer vornehmlich ästhetischen Präsentationsweise als Kunst- bzw. Kunstgewerbesammlung sowie einer Aufsplitterung in einzelne, isoliert voneinander ausgestellte Sammlungsbereiche unter der Leitung spezialisierter Fachwissenschaftler. Nur auf der Ebene der Heimatmuseen blieb eine vergleichbar universale, historisch orientierte Sammel- und Ausstellungspraxis erhalten, freilich begrenzt auf ein eng umrissenes lokales Umfeld. Diesem Museumstyp im Schatten der wissenschaftlich orientierten Museumsgeschichte entspricht auch die 1876 gegründete Villingener Alterthümersammlung. Ihre Initiatoren entstammten demselben kulturellen Umfeld wie die Kulturgeschichtler und die Mitglieder der häufig auch Sammlungen anlegenden Geschichtsvereine der ersten Jahrhunderthälfte. Die Hauptperson in Villingen, der Verleger Ferdinand Förderer, war ebenfalls an der Revolution von 1848 aktiv beteiligt. Wir sind deshalb besonders dankbar, daß in einer historischen Dissertation zur Zeit u. a. auch die Entstehungsgeschichte unseres Museums erforscht wird das im Jahre 2001 sein 125jähriges Jubiläum feiern wird. Es wird sich dann noch klarer als bislang erweisen, inwiefern unser neu-altes Ausstellungskonzept mit dem Geist und den Intentionen der Gründungsväter übereinstimmt.

Ausgangspunkt unserer Konzeption war aber zunächst der typische und der üblichen Aufteilung der Museen in Objekt- oder Materialgruppen sich zäh widersetzende Mischbestand der „verrosteten Spangen und verzerrten Heiligenbilder“, der nur in bezug auf Raum (Villingen) und Zeit (bis zum Ende des 18. Jahrhunderts) systematisierbar war. Wir haben diesen Bestand neu aufgearbeitet, um dem beschriebenen hohen Anspruch des Museums als Ort der Orientierung und der Selbstvergewisserung in der heutigen Welt gerecht

zu werden. Den tatsächlich naiven und dilettantischen Anspruch einer Berücksichtigung aller historischen Hinterlassenschaften und einer lückenlosen Dokumentation vergangener historischer Epochen, der hinter den gerade skizzierten Bemühungen des letzten Jahrhunderts steckte, teilen wir heute nicht mehr. An die Stelle der Hoffnung auf die Möglichkeit einer umfassenden und objektiven Rekonstruktion der Vergangenheit ist heute die Einsicht in die notwendig fragmentarische Überlieferung und die unvermeidlich hypothetische Sicht auf das historische Ganze getreten. Dem tragen wir Rechnung, indem wir zwar versucht haben, die gesamte Bandbreite der historischen Wirklichkeiten von den Daten der Ereignisgeschichte bis zu den Strukturen der Alltagsgeschichte zu berücksichtigen, aber von vornherein eine exemplarische Themenauswahl getroffen haben, die diese Bandbreite aufscheinen läßt, ohne sie voll auszuschöpfen. So wird man an manchen Stellen vielleicht etwas vermissen, was man auch noch hätte zeigen und sagen können, dafür an anderen aber tiefer ausgelotete Zusammenhänge aufgedeckt finden. Ein komplettes Kompendium der Villingener Kulturgeschichte findet man nicht.

In den letzten Jahren wurde innerhalb museologischer Debatten, aber auch in der allgemeinen kulturphilosophischen Diskussion ein regelrechter Kult um das Exponat im Museum getrieben, das als Fragment historischer Lebenswelten, als authentische Einzelheit sowohl die Nähe zur Vergangenheit sinnlich-anschaulich vermittele als auch die Empfindung des historischen Abstands und der Fremdheit¹⁴). Auch in unserer Ausstellung steht deshalb das Exponat ganz im Vordergrund. Dabei haben wir bei der Exponatauswahl und -zusammenstellung nicht nach Materialgruppen oder Gattungen getrennt, sondern nach den historischen Gebrauchszusammenhängen Verbindungen hergestellt. So ergänzen sich die verrosteten Spangen und verzerrten Heiligenbilder gegenseitig, um ein möglichst umfassendes, vielschichtiges Bild von den behandelten Themen zu geben.

Der Dialektik von anschaulicher Nähe und historischer, funktionaler Fremdheit der Exponate ha-

ben wir Rechnung zu tragen versucht, indem wir eine klare gestalterische Trennung angestrebt haben zwischen dem Objekt mit der Aura des Authentischen und den heutigen Erklärungen, die den historischen Zusammenhang in den Köpfen der Betrachtenden aufscheinen lassen. Alle Texte und erklärende Graphiken sind auf einer räumlichen Ebene, von uns sogenannten didaktischen Bändern zusammengefaßt.

Die moderne Ausstellungsgestaltung entläßt die Besucher nie aus dem Ende des 20. Jahrhunderts. Es gibt keine inszenierten Rekonstruktionen vergangener Lebenswelten, keine stimmungsvollen Bilder einer konfliktbereinigten Idylle. Wir bleiben furchtbar spröde und nähern uns nur vorsichtig den ursprünglichen Zusammenhängen an. Die Ausstellungsarchitektur will durchaus Assoziationen wecken, aber keine perfekten Imitationen bieten, kein scheinbar vollständiges Tableau entwerfen. Sie will, wie die ganze Ausstellungskonzeption, Anregungen bieten, den Zugang erleichtern, die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart schlagen, rechnet aber mit einem aktiv hinsehenden und mitdenkenden Besucher. Zu dieser Ebene des konkreten Erscheinungsbildes der Ausstellung berufen wir uns auf einen weiteren Kronzeugen, den Kulturwissenschaftler Walter Benjamin, der über den Sinn eines im guten Sinne populären Museums schrieb: „Die Aufgabe der echten wirksamen Darstellung ist es geradezu, das Wissen aus den Schranken des Fachs zu lösen und praktisch zu machen“¹⁵). Und: „Nicht gelehrter sollen ... (die Besucher) die Ausstellung verlassen, sondern gewitzter“¹⁶).

Anmerkungen:

1) Der Beitrag ist eine leicht erweiterte und mit Anmerkungen versehene Version meiner Rede zur Eröffnung der Abteilung „Kulturgeschichte Villings vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“ am 7. Oktober 1995.

2) An der Ausstellungskonzeption waren die hauptamtlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter des Museums Anita Auer und Michael Hütt beteiligt sowie mit Casimir Bumiller, Bertram Jenisch, Ute Ströbele und Annelore Walz ein Team aus Wissenschaftlern verschiedener historischer Fachdisziplinen. Ebenso hohen Anteil an der Gesamtkonzeption hatten die Innenarchitekten HG Merz und Ulrich Zickler sowie der Graphiker Dietmar Burger.

3) Hans von und zu Aufsess, System der deutschen Geschichts- und

Alterthumskunde entworfen zum Zwecke der Anordnung der Sammlungen des germanischen Museums (mit einer Einführung von Bernward Deneke), in: Bernward Deneke, Rainer Kahsnitz (Hrsg.), Das Germanische Nationalmuseum Nürnberg 1852–1977. Beiträge zu seiner Geschichte, München/Berlin 1978, S. 974–992.

4) Ebd., S. 978.

5) Die Untergliederungen der Geschichte nehmen im ausführlichen System gut drei, die der Zustände über 19 Spalten ein; vgl. ebd., S. 981–992.

6) Vgl. zur Diskussion um die Gründung und zu den (wissenschaftspolitischen) Hintergründen: Volker Hartmann, Die deutsche Kulturgeschichtsschreibung von ihren Anfängen bis Wilhelm Heinrich Riehl, Diss. Masch. Marburg 1971; Heinrich Dilly, James Ryding, Kulturgeschichtsschreibung vor und nach der bürgerlichen Revolution von 1848, in: Ästhetik und Kommunikation 21 (1975), S. 15–32, bes. S. 23 f.; Walter Hochreiter, Kulturgeschichte und historische Museen, in: Die alte Stadt 20 (1993), S. 93–101. Die Wiederentdeckung des Aufsessschen Systems in den 70er Jahren und seine aktuelle museologische Diskussion ist natürlich Ausdruck einer verbreiteten Hinwendung zu alltags-, struktur- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen, auf der auch unsere Herangehensweise fußt.

7) Vgl. Hochreiter 1993 (wie Anm. 6), S. 94.

8) Eine Äußerung des Ansbacher Geschichtsforschers Karl Heinrich Ritter von Lang, zit. n. ebd., S. 93.

9) Der von gleicher Seite erhobene Vorwurf des Dilettantismus gegenüber dem umfassenden Dokumentationsanspruch der Kulturgeschichtler trifft in einer Beziehung durchaus zu. Es bestand die Gefahr eines naiven Empirismus, dem alles gleich wichtig und aussagekräftig war und der folglich in einer nicht zu bewältigenden Stofffülle ertrank. Auch Aufsess' System, das vor dem Hintergrund eines geplanten „Generalrepertoriums über das ganze Quellenmaterial für die deutsche Geschichte, Literatur und Kunst“ zu sehen ist, stellt nur einen mühsamen Bändigungsversuch für eine in der Praxis unbewältigbare Materialflut dar.

10) Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1 (1844), S. 519; zit. n. Hartmann 1971 (wie Anm. 6), S. 69; dort auch, S. 68–72, allgemein zur Verbindung Kulturgeschichtsschreibung – Geschichtsvereine.

11) Vgl. zu Wachsmuth: Hartmann 1971 (wie Anm. 6), S. 96–108.

12) Zit. n. Dilly/Ryding 1975 (wie Anm. 6), S. 19.

13) Vgl. die ähnlichen, hier paraphrasierend wiedergegebenen Überlegungen bei Gottfried Korff, Zur Eigenart der Museumsdinge. Einige auf neuere Museumstheorien achtende Schlußbemerkungen zu einem wortreichen Bilderbuch, in: Rosemarie Beier / Gottfried Korff (Hrsg.), Zeitzeugen. Ausgewählte Objekte aus dem Deutschen Historischen Museum (= Bausteine, Teil 6), Deutsches Historisches Museum Berlin 1992, S. 277–281.

14) Vgl. z.B. Gottfried Korff / Martin Roth, Einleitung, in: dies. (Hrsg.), Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik, Frankfurt/Main/New York/Paris 1990, S. 9–37, mit Belegstellen von Aby Warburg und Walter Benjamin bis Peter Sloterdijk und Krzysztof Pomian; Korff 1992 (wie Anm. 13), S. 277–281; eine auf hohem Reflexionsniveau stehende kritische Sichtung dieser Ansätze bietet: Jürgen Steen, Fragment, Objekt, Exponat. Zum Objektbegriff stadt- und heimatgeschichtlicher Museen, in: Museumsblatt 16 (1995), S. 10–13.

15) Walter Benjamin, Bekränzter Eingang, in: ders., Gesammelte Schriften, Frankfurt/Main 1980, Bd. 11, S. 559; zit. n. Korff/Roth 1990 (wie Anm. 14), S. 28.

16) Ebd.

An unsere Mitbürger!

Nach dem Vorgange in andern Städten hat auch der Gemeinderath dahier sich die Aufgabe gestellt, für hiesige Stadt eine Sammlung bezüglicher **Alterthums-Gegenstände** (Antiquitäten) zu veranstalten, d. i. ein Alterthumskabinet zu errichten, und hat mit dessen Ausführung die unterzeichnete Commission betraut.

Das Unternehmen soll im alten Rathhause installirt und gleichzeitig mit der im Spätsommer d. J. dahier stattfindenden Industrieausstellung eröffnet werden, so daß neben den Erzeugnissen der Gegenwart auch Werke und kulturhistorische Ueberbleibsel aus ältern und ältesten Zeiten unserer Stadt, den Besuchern und Freunden der Alterthumsgegeschichte vor Augen geführt werden können.

Leider ist das Meiste, was über die früheren Zustände unserer Stadt und Umgebung Zeugniß geben könnte, der Zeit zum Opfer gefallen, sehr Vieles ja das Werthvollste hat durch Kauf und Schacher seinen Weg nach außen genommen und ziert jetzt fremde Sammlungen und Cabinet; uns ist nur noch eine kleine Nachlese geblieben, aber auch diese zu sammeln und der hiesigen Stadt für alle Zeit zu erhalten, soll jetzt unsere Aufgabe sein.

Indem wir somit an den Patriotismus unserer Mitbürger appelliren, richten wir an alle Besitzer bezüglicher Gegenstände die dringende Bitte, unser Bestreben zu unterstützen und das beabsichtigte Unternehmen zur Ehre unserer Vaterstadt zu ermöglichen.

Es ist nicht so fast die Kunst, sondern die Antiquität und darin das specifisch „Billingsche“ und Umgebung, was durch unsere Sammlung repräsentirt werden soll. Der unbedeutendste Gegenstand, und wäre es nur ein Nagel zc. aus den Anfängen unserer Kultur bis herauf zu den Künstlern, welche die Altäre unserer Kirchen und Kapellen geziert, findet Aufnahme.

Gegenstände jeder Art aus Stein, Erde, Kupfer, Zinn, Eisen, Holz zc., die vielleicht da und dort unbeachtet liegen, Sculpturen und Gemälde von alten Billinger Meistern, Porträte für um die Stadt sich verdient gemachter Männer oder solcher die hier domicilirten, und eine hervorragende Stellung eingenommen, alte Trachten, Urkunden, Denkmünzen zc. kurz alles, was ein Bild der frühern Zustände gibt oder einen Blick in vergangene Zeiten eröffnet, ist unserm Unternehmen willkommen.

Dankbar werden wir es anerkennen, wenn uns von dem Vorhandensein oder Auffinden solcher Gegenstände wenigstens Kenntniß gegeben oder bei einem der Unterzeichneten jeweils Anzeige hievon gemacht wird.

Alles, was uns der Patriotismus in dieser Richtung **schenkweise** überläßt und für das Unternehmen tauglich ist, soll zur Ehre der Geber stets passende und gewissenhafte Verwendung finden; auch gestatten uns vom Gemeinderath zur Verfügung gestellte bescheidene Mittel von Zeit zu Zeit Geignetes für die Sammlung **käuflich** zu erwerben, worauf wir etwaige Besitzer noch besonders aufmerksam machen wollen. Dorthin aber, wo das eine oder andere nicht geschehen kann, möchten wir die dringende Bitte richten, wenigstens **leihweise** für die Dauer der kommenden Ausstellungszeit, also während etwa 6 Wochen, betr. Gegenstände uns zu überlassen und damit dem Unternehmen zu einem gediegeneu Anfang zu verhelfen.

Sollte die Sache Anklang und Unterstützung bei unsern Mitbürgern finden, so werden wir auch dafür sorgen, daß ein gedruckter Katalog die Uebersicht über die vorhandenen Ausstellungsgegenstände erleichtert.

Billingen, den 28. Mai 1876.

Die Commission:

Dom. Ackermann, Kaufmann. — Ferd. Förderer, Gemeinderath.
J. Schupp, Bürgermeister. — Ferd. Stocker, Gemeinderath.

Druck von M. Linfenmann in Billingen.

„Altertümer“ des 19. und 20. Jahrhunderts

Suchaufruf des
Franziskanermuseum

Der nebenstehende Aufruf ist vor 119 Jahren, am 28. 5. 1876 im „Schwarzwälder“ erschienen. Heute ist es wieder soweit, daß für die neue Dauerausstellung der Stadtgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert erneut Objekte und „Altertümer“ gesucht werden, die damals noch zum täglichen Gebrauch gehörten. Vieles hat den Weg ins Museum nicht gefunden, weil es zu „neu“ und alltäglich war.

Ein umfassendes Sammelgebiet bildet die Wirtschaftsgeschichte. Gesucht werden ausstellungswürdige Gegenstände, Bildmaterial und sonstige Dokumente des örtlichen Gewerbes und der Industrie.

Zum Wirtschaftsleben einer Stadt gehört neben der Produktion auch der Handel mit Gütern und Dienstleistungen. Um diesen Aspekt in das Museumskonzept einzubringen, werden noch folgende Gegenstände gesucht:

ein Einkaufswagen (wenn möglich aus den 50er Jahren), Ladenschilder von ortsansässigen Geschäften, ein kleiner Geldschrank oder Safe, eine Registrierkasse.

Ein weiteres Thema, dem damals noch überhaupt kein geschichtlicher Charakter innewohnte, das sogar Zukunftsmusik war, ist die Geschichte des Fremdenverkehrs. Hier gaben erst die Tätigkeit des Oberförsters Ganter (1876 – 1895) und der Eisenbahnanschluß (1869 nach Rottweil und Singen, 1873 nach Offenburg) die entscheidenden Impulse. Vielen Bürgern ist auch heute noch, lange nach seiner Glanzzeit, das Waldhotel (eröffnet 1900) ein Begriff, und vom Ausbau Villingens zum Kneippkurort 1934 profitiert die Stadt noch heute.

Zum Thema Fremdenverkehr sucht das Franziskanermuseum noch Ausstellungsstücke: alte Wanderutensilien, Villingener Souvenirs, Überreste vom „Historischen Festzug“ 1899 oder von der Indu-

striausstellung 1907, Gegenstände aus den Kurhotels (Maria Tann und Waldhotel), Objekte aus der Frühzeit des Kneippbetriebs, Fahrkarten und Utensilien der Schwarzwaldbahn...

Neukonzipiert wird auch die Faschnachtsabteilung. Sie will die Villingener „Fasnet“ in der ganzen Breite vorstellen, die sie im 19. und 20. Jahrhundert bekommen hat. Neben Zeugnissen für die traditionelle Schemenschnitzkunst und Häsmalerei sucht das Museum nach heute nicht mehr geläufigen Bestandteilen: z. B. Wachsmasken der Alt-Villingenerin, Domino-Kostüme aus dem 19. Jahrhundert, Gesichtsmasken, Fächer, Zeugnisse der Faschnachtszüge (Plakate), Entwürfe zu Festwagen, Miniatur-Narros, Narrenorden...

Das Franziskanermuseum freut sich über jedes Angebot und jeden Hinweis (Franziskanermuseum, Rietstraße 37, 78050 Villingen-Schwenningen, Telefon 0 77 21/82-23 51).

Muettersproch-Gsellschaft

Regionalgruppe

"A Brige un Breg"



Wir stellen uns vor

Am 17. Mai 1995 wurde im Café Raben in VS-Villingen die Ortsgruppe Villingen „A Brige und Breg“ der Muettersproch-Gsellschaft, Verein für alemannische Sprache e. V., Freiburg gegründet.

Es ist die 18. Ortsgruppe innerhalb des Vereins, welcher der Präsident Klaus Poppen in Südbaden zur Taufe verhalf.

Zur 1. Vorsitzenden wurde Bärbel Brüderle gewählt. Ihr stehen zur Seite: als Stellvertreter Richard Kienzler, als Kassenwart Karl Haas, als Schriftführer Alfons Fritzer sowie als Beisitzerinnen bzw. Beisitzer Charlotte Effinger (Marbach), Käthe Fritschi (Hüfingen) und Werner Jörres (Villingen).

Der Stammverein in Freiburg selbst wurde 1967 von einem Kreis alemannische Mundartdichter, zu denen auch der Villingener Hans Hauser und der Hüfinger Gottfried Schafbuch gehörten, ins Leben gerufen. Der erste Präsident war der damalige Kulturreferent am Regierungspräsidium Freiburg Prof. Dr. Asal. Der Gesamtverein zählt heute 3.700 Mitglieder.

Die ersten Aktivitäten der Regionalgruppe „A Brige un Breg“ am 29. September 1995 las Frau Banholzer aus Konstanz in einer öffentlichen Veranstaltung aus ihren Büchern. Ende November fand unter dem Titel „Gomer z'Liecht“ ein vergnüglicher Nachmittag mit „G'schwätz us em Naikäschtel“ statt.

Für Informationen und Rückfragen wende man sich

an Bärbel Brüderle, Scheffelstraße 4, 78048 VS-Villingen, Telefon 077 21-5 87 09 oder an Richard Kienzler, Vöhrenbacher Straße 14a, 78050 VS-Villingen, Telefon 077 21-5 51 38.

Mutters Zunge

Richard Kienzler

In einer Zeit, in der die deutsche Sprache zunehmend verenglischt wird, in der Begriffe wie okay, light, Bodybuilding, in, out, money, live, stretching fast täglich zu lesen sind, tut es not, sich seiner Sprache zu besinnen. Nachkömmlinge erhalten Namen wie Marc, Mark, Cathleen, Mike, Maik oder Meike, wobei selbst die Eltern oft nicht mal die richtige Schreibweise oder Aussprache wissen.

Wer will Mutters Zunge (Sprache) verleugnen? In den letzten Jahren wurde es Mode, hochdeutsch zu sprechen. Hand aufs Herz, ist es nicht so, daß mancheiner der in Mundart aufgewachsen ist, sich mit hochdeutsch profilieren möchte und sich durch hochdeutsch gebildeter wähnt (Ausnahme im Berufsleben)?

Wer zusätzlich die Muttersprache spricht, ist reicher. Sie ist Kultur, Tradition, Brauch und ist lebendig. Sie gehört zur Landschaft. Die Landschaft prägt die Muttersprache und sie hat durchaus ihre Lebensfähigkeit. Nicht nur in Bayern wird dies praktiziert und bewiesen. (Böse Zungen behaupten: die erste Fremdsprache, die ein Bayer spricht, ist „deutsch“). In überwiegend ländlichen Gegenden ist man stolz, einen eigenen Dialekt zu haben! In Mundart können Gemütsbewegungen besser zum Ausdruck gebracht werden, ein einzelnes Wort kann farbiger sein.

In Villingen lebt Tradition. Noch. Man stelle sich vor, ein Villingener Narro „spricht“ hochdeutsch, undenkbar.

Die jetzige, ältere Generation schwätzt noch alemannische Mundart, den Villingener Dialekt. Ich finde, wir, die ältere Generation hat die Verpflichtung, das von unseren Eltern und Vorfahren Überlieferte zu erhalten und an unsere Kinder weiterzugeben. Muttersprache ist keine Nostalgie, sie ist zu kostbar, um sie schleifen zu lassen.

Machen wir's wieder zur Gewohnheit, die Muttersprache zumindest in der Familie und im privaten Umgang zu pflegen.

*D'Mottersproch isch wie e Hoemet,
die vuliert doch koner gern,
si isch wa om fescht duet binde,
un sei mer drum au no so fern.*

*D'Mottersproch isch wie e Pflänzle,
pflegsch es nit, no got es ii,
iis isch se aber selli wichtig,
drum denket mir, des sott nit sii.*

*Mit Usdrück fascht gar ohni Zahl,
war se mol wie e bunte Wiese,
mir wen se pflege un erhalte,
koe gotzig Hälmle me rusriefe.*

*Wa no do isch, wemmer halte,
wietergäe a iisre Kind,
wo leider scho vu alle Siete,
vu Babylon umgebe sind.*

*Manche Liit don hochdütsch schwätze,
schwäbisch, bayrisch, sächsich, platt,
mir, mir schwätzet alemannisch,
des isch fir iis halt b'sunders glatt.*

*Denn mir wellet iis erfreue,
a iisere, uns eigne Sproch,
un wa iis dunkt scho halb vulore,
des suechet mir, un gon ihm noch.*

*Schwätze wemmer, dischgeriere,
am End au mol e Versle mache,
oder mol Theater spile,
un wer will, derf drüber lache.*

*D'Alemanne seiet wortkarg, hoest's
es isch nu halber wohr,
mit Theaterstückle ammel
stellet mir iis richtig vor.*

*Mit me eig'ne Schriftestand
wen mir au emol uf d'Gass gau,
s'ka jeder, wo do dra sin Spass hät,
d'Alemannischkenntnis teschte lau.*

*Liedermacher un Dichter lade mer ii
zu me Mundartobed, hie un do,
do kennet no alle kumme un lose,
oder selber mitmache enanderno.*

*Wer wett derf selber gern emol
dichte, reime oder singe,
bi soviel, wo zu iis scho g'höre,
wird alles iis zum Posse g'linge.*

*Vum Hermann Burte giet's e Sprüchle,
do drus schöpf i gern mol Kraft:
„Hochdütsch, sell sin g'sägte Bretter,
d'Mundart isch en Wald im Saft“.*

*D'Mottersproch isch iisre Wurzle
en ganze Wald wast drus i d'Höh',
doch sott mer wahre se un pflege,
suscht kennt se bald konner meh.*

Das Franziskanermuseum in Villingen ist ein interessanter und vielfältiger Lernort. Seit ungefähr zwei Jahren wird hier eine eigene Museumspädagogik-Abteilung aufgebaut, die das Ziel hat, die Ausstellungen für Schulklassen zu erschließen. Partner und Kritiker dieser Arbeit und Zielgruppe für Fortbildungsveranstaltungen ist der *Arbeitskreis Schule-Museum*. Teilnehmer sind Lehrerinnen und Lehrer aller Schularten, Schulleiter und Museumsmitarbeiter. Es hat sich ein fester Kreis von interessierten und engagierten Lehrern und Lehrerinnen herausgebildet, der unsere museumspädagogische Arbeit prüft, uns berät und aktiv unterstützt. Ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit ist die *Ausbildung von qualifiziertem Führungspersonal*, das sowohl fachlich als auch pädagogisch geschult wird, um auf die besonderen Anforderungen von Schulklassen vorbereitet zu sein. Dazu kommt die *Entwicklung von lehrplankonformen*, aber vor allem *schülergerechten Führungen*.

Das Franziskanermuseum versteht sich als Ort der Bildung. Hier stehen die Exponate im Vordergrund und die Auseinandersetzung mit dem Thema durch eigenes Tun. Unsere Schulführungen sind handlungsorientiert und bestehen aus einem theoretischen und aus einem praktischen Teil. Über Unterrichtsgespräche wird bei einem kurzen Rundgang in das Thema eingeführt. Dabei stehen uns einige Originale (Uhr, Tracht) zur Verfügung, die von den Schülern angefaßt werden können. Auch vergleichbare heutige Gegenstände werden bei Führungen gezeigt, dürfen angefaßt und ausprobiert werden. Die haptische Erfahrung unterstützt das Lernen, genauso wie die ständige Verbindung von „früher“ zu „heute“. In den anschließenden Aktionen wird praktisch gearbeitet. Je nach Thema können die Schüler töpfern, malen, zeichnen, sich verkleiden, Rollenspiele

machen, Papiertheater spielen, Suchspiele durchführen und vieles andere mehr.

Vor einem Jahr wurden die Schulen über das Führungsangebot informiert. Seither nimmt die Nachfrage ständig zu und hat jetzt ein Maß erreicht, das unseren finanziellen Rahmen übersteigt.

Will man diesen Stand halten oder ausbauen, so sind wir auf *Unterstützung* von außen angewiesen. Wichtige Anschaffungen sind in dem knappen Finanzierungsrahmen nicht möglich. So fehlen uns für unsere neue Dauerausstellung zur Stadtgeschichte:

- „Mittelalterliche“ Kleidungsstücke für Schulklassenführungen
 - „Mittelalterliche“ Spiele wie Spielkarten, Brettspiele und vieles andere mehr
 - *Bilderbücher und Sachbücher* für Kinder, zum Thema Stadt im Mittelalter
 - *Holzbaukasten: Stadt im Mittelalter* für die Kleinkinderspielecke
 - *Zunfttruhe*: ein Duplikat als Schatzkiste
 - *Maßstäbe* wie z. B. Ellen, Zollstock
 - *Alltagsgegenstände* z. B. Kamm, Gefäße
 - *alte Werkzeuge* z. B. Gerbermesser, Löffelbohrer
- Für unseren Museumspädagogikraum benötigen wir unbedingt:
- ein *Overhead-Gerät*
 - einen *Videorecorder (Bildschirm + Recorder)*

Der Raum wird bei Führungen, Projekten, Projekttagen und häufig bei der Lehrerfortbildung eingesetzt. Seine Möblierung besteht aus alten Schulbänken und Tischen aus St. Ursula. Sie wurden uns als Leihgabe zur Verfügung gestellt.



**Der Geschichts-
und Heimatverein Villingen
gratuliert
Professor Dr. Dr. h. c. Karl Siegfried Bader
zu seinem 90. Geburtstag.**

Mit unseren Wünschen für das persönliche Wohlergehen verbinden wir die Erinnerung an sein großes Werk als Forscher und akademischer Lehrer. Im Jahresheft X, 1985/86, des Geschichts- und Heimatvereins haben wir anlässlich des 80. Geburtstages sein Leben und seine Arbeit in einigen Einzelheiten gewürdigt.

Als subtiler Kenner der südwestdeutschen und schweizerischen Rechts- und Landesgeschichte ist der jetzt in Zürich lebende Rechtshistoriker bis heute eine hochgeachtete Persönlichkeit.

Für die Interpretation der Geschichte Villingens sind seine Analysen richtungsweisend. Es sei nur seiner bahnbrechenden Gedanken zum „Stadtrecht und der Bürgerfreiheit im alten Villingen“ gedacht.

Der in diesem Jahresheft veröffentlichte Beitrag über den Marktort Villingen und die Stadtwerdung ist deshalb ihm gewidmet worden.

Im Dezember 1945 begegnete ich Wolfgang Blessing zum ersten Mal. Wir waren beide Sextaner in der heutigen Mädchenschule am Klosterring und es begann – was niemand ahnen konnte – ein leider allzu früh beendeter, in vielen Teilen gemeinsamer Lebensweg. Dieser Nachruf soll Sie an meinen, zum Teil sehr persönlichen Erinnerungen teilnehmen lassen.

Wolfgang Blessing kam am 27. 11. 1933 in Villingen/Schw. zur Welt und wuchs auf im „Oberen Haus“, ein eindrucksvolles Schwarzwaldhaus schon damals. Unvergeßlich sind mir die gemeinsamen Stunden intensiver Vorbereitung auf irgendwelche Prüfungen und Examen in der alle Wände bedeckenden, vollgestopften Bibliothek seines Vaters und die in Familienbildern und schönen Einrichtungsgegenständen liebevoll gepflegten Erinnerungsstücke an die Vorfahren. Als die Einkünfte aus der später betriebenen Anwaltspraxis es ermöglichten, hat Wolfgang Blessing aus dem erbten Schwarzwaldhof innen und außen ein Schmuckkästchen gemacht, wie man es leicht kein zweites Mal findet. Die aus der Familie der Mutter wie des Vaters überlieferte Achtung vor dem Überkommenen hat ihn zutiefst von früher Jugend an bis ans Ende seiner Tage in all seinem Handeln und Denken geprägt.

Abgesehen von gemeinsamem Turnen auf einigen Gauturnfesten hatten Wolfgang Blessing und ich außerschulisch wenig gemeinsam. Ich war mehr den Musen zugetan. Er war Fußballfan. Aktiv und passiv. Aktiv beim Fußballverein in Unterkirnach und später als Gründer und Organisator der sogenannten „Germanswälder Kickers“, passiv als Berater des FC 08, dem Villinger Traditionsfußballverein. Fußball war nicht das Leben von Wolfgang Blessing, aber ein wichtiger Faktor und auch die Basis seiner Fitneß, die ihm auch nach

seiner Erkrankung erstaunlich lange erhalten blieb. Daneben prägten die „Katzen“ Jugend und das spätere Leben von Wolfgang Blessing. Selber nur bedingt ein Faschnachtsfan, bewunderte ich ihn doch sehr, wie er am Faschnachtsmontag jahrelang aktiv im Umzug der Katzenmusik mitwirkte, über viele Jahre mit witzigen und gepfefferten Beiträgen in der Katzenmusikzeitung den Lokalpolitikern die Leviten las und später viele Jahre im Vorstand und schließlich gar als Präsident für den Katzenmusikverein „Miau“ Engagement, Zeit und Kraft aufbrachte. Seine jahrzehntelange Freundschaft mit Gerd Jauch war schließlich eine der Quellen für den großartigen Film über die Villinger Fasnacht. In diesem Film ist auch nicht von ungefähr die Heimat von Wolfgang Blessing, das „Obere Huus“, eindrucksvoll präsentiert.

Aber es gab in unseren Jugendjahren auch viel Gemeinsames. Unsere beiden Väter hatten den Notar Kern als OB-Kandidaten initiiert. Er wurde schließlich auch Kandidat einer unabhängigen Bürgerbewegung und es war selbstverständlich, daß wir uns am Wahlkampf beteiligten mit Austeilung von Flugblättern, Plakatkleben und dergleichen. Mit roten Ohren saßen wir in den Wahlveranstaltungen und waren in unserer politischen Naivität schrecklich enttäuscht und entrüstet, als kurz nach der geglückten Wahl zum OB Kern sich von denjenigen, die ihn aufs Schild gehoben hatten, abwandte und Mitglied der CDU wurde. Und später fragten wir uns manches Mal, ob in jener Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges in unserer Stadt nicht der CDU-Gegenkandidat Naegele mit seinem später als Chef der Rothaus-Brauerei höchst eindrucksvoll bewiesenen wirtschaftlichen Sachverstand nicht der richtigere Mann gewesen wäre, als der eher bedächtige Jurist und Humanist Kern.

1954 machten wir das Abitur. 100 Sextaner waren in Villingen und in St. Georgen erwartungsvoll in die „Höhere Schule“ gegangen. Ganze sieben, davon vier überdies – um mit Oberstudiendirektor Schwall zu sprechen – „unsichere Kandidaten“ blieben übrig! Unser Zorn auf die damalige Schulleitung war so groß, daß wir als Primaner, und zwar die ganze Klasse, zu Fuß nach Schwenningen gingen und uns beim dortigen Gymnasium anmeldeten. Das war selbst den Hardlinern im Kollegium am Romäusring – ihre Namen seien schamhaft verschwiegen – zuviel, es hätte ja 1954 keine Abiturienten gegeben, und sie schufen schließlich die Voraussetzungen für einen vernünftigen Unterricht und ein vom Häuflein der sieben Aufrechten gemeinsam bestandenes Abitur.

Das Studium der Jurisprudenz bestimmte daraufhin unseren immer kongruenter werdenden Lebensweg. Die gleichen Vorlesungen bei den gleichen Professoren, die gleichen Nöte des Studienanfängers und die des Kandidaten, ferner das gemeinsame Klausurenschreiben, die miteinander erworbenen Scheine und schließlich das auf Anhieb bestandene erste Staatsexamen 1958 brachten uns einander immer näher. In der anschließenden Referendarzeit, die 1961/1962 mit dem zweiten Staatsexamen und damit der Befähigung zur Ausübung des Richteramts endete, reifte unser Entschluß, gemeinsam im Herbst 1962 in Villingen eine Anwaltskanzlei zu eröffnen. Wolfgang Blessing war es, der federführend und in jeder Beziehung der Motor dieses gemeinsamen Starts war. Ein Start, der nicht nur von uns als recht risikvoll empfunden wurde und in einer Zeit, in der der Einzelanwalt noch die Regel war, auch im lokalen anwaltlichen Establishment als kühnes Unterfangen galt. Unsere spätere berufliche Entwicklung bestätigte aber die Tatkraft von Wolfgang Blessing in jeder denkbaren Weise.

1962 heiratete er seine Braut aus Studententagen, Liselotte geb. Ambs. Zwei Kinder wurden ihnen geschenkt, die ebenfalls ganz in der Tradition der Familie stehen und Wolfgang Blessing zum zweifachen Großvater gemacht haben.



Den frühen Tod des Vaters 1965 hat er als überaus schmerzlichen Einschnitt erlitten. Dieses traurige Ereignis brachte verantwortungsvolle Aufgaben. Wolfgang Blessing wurde Vorstand der Schwarzwälder Feuerversicherung, einem Verein auf Gegenseitigkeit. Dieser Verein war vom Vater unter erheblichem finanziellem Einsatz und Risiko gegründet worden, eine Selbsthilfeeinrichtung für Schwarzwaldbauern, die ihnen mit ihren Stroh- und Schindeldächern erschwingliche Feuerversicherungsprämien sicherte. Über viele Jahre hinweg hat Wolfgang Blessing das Amt des Vorstandes in diesem Verein in der Nachfolge seines Vaters geführt.

Vom Vater übernommen war auch die Betreuung der Sippe Neugart mit ihren Hunderten von Bäsle und Vettern. Das alljährliche Sippentreffen an Kirchweih hat Wolfgang Blessing über viele Jahre hinweg vorbereitet und betreut. Die Sippe Neugart geht übrigens auf Forschungen des Vaters zurück, der in der Familie seiner Frau, einer geborenen Neugart, ungleich fündiger wurde als bei den Blessings.

Der Zusammenschluß der Städte Villingen und Schwenningen war für Wolfgang Blessing ein besonderes und belastendes Politikum. Wir hatten uns geschworen, nicht mit differierenden politischen Meinungen an die Öffentlichkeit zu gehen. Er war entschieden gegen den Zusammenschluß der Städte, ich für den Zusammenschluß. Seine damaligen Bedenken gegen den Zusammenschluß

haben sich in der Folge – leider – als nur allzu berechtigt herausgestellt. Er hatte helllichtiger als viele der damals verantwortlichen Kommunalpolitiker die noch immer nicht zureichend gelösten Probleme dieses Städtezusammenschlusses erkannt. So prägten die Liebe zur Heimat, zu Villingen mit seiner reichen Tradition und Geschichte das Leben von Wolfgang Blessing zumindest im gleichen Maße wie die Liebe zu seinem Beruf als Anwalt. Als Anwalt war Wolfgang Blessing früh erfolgreich und anerkannt. Es ist Tragik und Schicksal seines Lebens, daß er in diesem geliebten Beruf schon Jahre vor seinem Tod sich nicht länger bewähren und profilieren konnte. Immer wieder gab es Hoffnung auf eine Rückkehr an den jahrelang für ihn respektvoll freigehaltenen Schreibtisch. Als die Kanzlei ihn aus Anlaß seines 60. Geburtstages feierte, hielt er aus dem Stand eine so gut gestaltete und launige Dankesrede, daß wir noch wenige Monate vor seinem Tod anfangen, uns auf eine neue Zusammenarbeit mit ihm zu freuen. Es mag als ein Beispiel der Anerkennung, die er in seinem Beruf erfahren durfte, daran erinnert werden, daß ihn die Karlsruher Versicherungs AG in höchst ehrenvoller Weise nicht nur zum Beirat ihrer Gesellschaft, sondern auch zum Vorstand ihrer Rechtsschutzversicherungs AG berief.

Im Geschichts- und Heimatverein hat Wolfgang Blessing als Gründungs- und Ehrenmitglied über viele Jahre in der Vorstandschaft mitgearbeitet und sein reiches, geschichtliches Wissen in die Vereinsarbeit eingebracht. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, die Auswertung seines eindrucksvollen Familienarchivs mit seinem großen Bestand an Urkunden und Schriften, selbst voranzutreiben.

So erfüllte sich im Februar dieses Jahres ein Leben, reich an Anlagen und Fähigkeiten, eindrucksvoll an Geleistetem und doch jahrelang überschattet von der Tragik und dem Schicksal einer Krankheit, der Wolfgang Blessing nicht Herr zu werden vermochte. Wer ihn gekannt hat, wird ihn nicht vergessen. Wer mit ihm lebte und wer mit ihm zusammenarbeitete, schuldet ihm Respekt und Dank.

Gedenkfeier für Hans Hauser

Im Rahmen einer Gedenkfeier im Villingen Münsterzentrum am 4. März 1995, dem 4. Todestag von Hans Hauser, wurde ein Tondokument über das schöpferische Wirken dieses unvergeßlichen Heimatdichters vorgestellt. Der Festvortrag von Edgar Herm. Tritschler enthielt neben der Entstehungsgeschichte zum Projekt einige Hörproben aus dieser Tondokumentation, die mit einer gelungenen Überraschung abgerundet wurde: aus dem Schallarchiv des Radio DRS Basel konnte das Original-Interview in diese Dokumentation übernommen werden, das 1972 mit Hans Hauser geführt wurde; es bildet den eindrucksvollen Abschluß der Aufnahme. Klaus Poppen, Präsident der Muettersproch-Gesellschaft, sprach danach über den „Wert der Mundart für die Kultur und Heimat“. Er würdigte das Projekt als einen wertvollen Beitrag zur Regionalkultur. Es sei „das bisher einzige literarische Tondokument in alemannischer Mundart“ und wünschte, daß „diese Initiative Nachahmer in anderen Städten und Regionen finden möge“.

Oberbürgerm. Dr. Matusza würdigte die Bedeutung der Mundart, die gerade in unserer medienüberfluteten Zeit ihren unersetzlichen Platz habe. Die Hausersche Dichtung lade ein, ein bißchen zu verweilen bei den kleinen und großen Schönheiten unserer Umgebung, unserer Stadt, die uns täglich umgeben und die wir häufig garnicht mehr so bewußt wahrnehmen. Er dankte dem Initiator und seinem Team sowie dem Geschichts- und Heimatverein, „daß Sie das Vermächtnis, das Hans Hauser hinterlassen hat, aufgegriffen und es in einer beispielhaften Weise den Menschen in der Gegenwart und in der Zukunft erhalten haben und dieses Werk jetzt auch akustisch erlebbar wird.“ Im Namen der Stadt widmete er eine Gedenktafel, die am Lebens- und Wirkungsort des Dichters, am Haus Kanzleigasse 9 angebracht wurde.

Die Tonträger (als MC oder CD) dieser Dokumentation über den Mundartdichter Hans Hauser sind bei der Geschäftsstelle Villingen des SÜDKURIER in der Bickenstraße oder in der Buchhandlung Hügler in der Rietstraße erhältlich.

Edgar Herm. Tritschler

Das Jahr 1995 war im Berichtszeitraum für den Geschichts- und Heimatverein sehr erfolgreich. Über 50 Mitglieder konnten geworben werden. Weitere Damen und Herren, die 1969 die Versammlung zur Gründung des Geschichts- und Heimatvereins einberiefen, wurden nach einstimmigem Vorstandsbeschuß in einer kleinen Feierstunde zu *Ehrenmitgliedern* ernannt. Es wurden *11 Vortrags-Veranstaltungen* angeboten, die von rund 1000 Zuhörern besucht wurden. Die *Jahres-exkursion* nach Fulda war ein ebenso großer Erfolg wie die Exkursionen der Vorjahre und schon frühzeitig ausgebucht. Auch die *Tagesexkursion* nach Maulbronn erfreute sich eines großen Andrangs und wurde deshalb ein zweites Mal durchgeführt. Zu Ehren des alemannischen Mundartdichters *Hans Hauser* wurde durch Oberbürgermeister Dr. Matusza eine Gedenktafel in einer Sonderveranstaltung enthüllt und am Wohnhaus von Hans Hauser angebracht sowie eine Erinnerungs-CD mit Texten Hausers vorgestellt. Gemeinsam mit

der Initiative „*Berthold-Denkmal*“ wurde in Ergänzung des Jahresprogramms eingeladen zu einem Vortrag unseres Ehrenmitglieds Werner Huger zu Fragen der *Stadtgründung Villingen* und zur Vorstellung der *Berthold-Gedenkmünze*. Bei einem geselligen Abend dankte der Vorstand den Austrägerinnen und Austrägern für ihre Mühe und ihr Engagement.

Die Mitglieder des Vorstandes und des Beirats trafen sich zu *7 gemeinsamen Vorstandssitzungen*. Ergänzend fanden noch *6 weitere Arbeitssitzungen* statt. Nach insgesamt *11 Sitzungen* des Redaktionsteams stand das Jahreshft 1995/96. Durch den Vorsitzenden ist der Geschichts- und Heimatverein im *Museums- und Archivbeirat* der Stadt ebenso vertreten wie im *Arbeitskreis* zur Vorbereitung der Feiern zur *1000-jährigen* Wiederkehr der Verleihung des Markt-, Münz- und Zollrechts an Villingen. Mit der Spitze der Stadtverwaltung wurden mehrere Gespräche über die Belange des Geschichts- und Heimatvereins geführt.

Die Veranstaltungen des Geschichts- und Heimatvereins und die Herausgabe des Jahreshftes wurden finanziell unterstützt von:

Uta Baumann
Hannelore Beha
Meinrad Belle MdB
Dr. Wilhelm Binder
Erwin Bisswurm
Hotel Diegner
Dr. Wolfgang Eichholtz
Helmut Falk
Konrad Flöß
Walter Gentner
Geschwister Heinzmann

Gerhard Hirt
Buchhandlung Hügler
Dr. Michael Hürt
Anneliese Jauch
Heinrich Kopp
Dr. August Kroneisen
Dr. Helmut Kury
Druckerei Walter Leute
Christa Lörcher MdB
Dr. Paul Oberfell
Optik Rohr

Harald Schreiber
Optik Singer
Sparkasse Villingen-Schwenningen
Stadt Villingen-Schwenningen
Volksbank eG Villingen
Buchhandlung Wiebelt
F. K. Wiebelt GmbH & Co. KG
Josef Wildi
Josef Zieglwalner